Der gehörnte Siegfried ein Volksroman.

Erster Theil.

von
Christian Wilhelm Kindleben,
der Weltweisheit Doktor und der freyen Künste Magister.

Neue, ganz umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe.

1783.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

<36633516700011 S
<36633516700011
Bayer. Staatsbibliothek

Zueignungsschrift

an

alle Hörnerträger

hohen und niedern Standes

die

in der ganzen Welt zerstreuet

sind.

Meine Herren!

Wem könnte ich mit mehreren Rechte diese neue, ganz umgearbeitete Ausgabe des gehörnten Siegfrieds zueignen, als Ihnen, die Sie nun einmal von dem Verhängniß dazu bestimmt sind, mit oder ohne Ihren Willen, wo nicht im eigentlichen, doch im uneigentlichen Verstande, Hörner zu tragen.

Der Held dieser Geschichte war auch ein Hörnerträger, (ein ganz

besonderer Zufall brachte ihm diesen ungewöhnlichen Auswuchs zuwege,) aber er war es nicht in dem Verstande, wie Sie, denn er hatte noch zur Zeit, da er so manches Abentheuer bestand, keine Gemahlinn. Als er endlich, den ältesten Nachrichten zufolge, des ritterlichen Lebens überdrüßig wurde, und zum höchsten Beweis seiner Tapferkeit, eines Königs Tochter, welche einige Florigunde, andere Adelgunde nennen, aus dem Rachen des Drachen, der sie auf dem sogenannten Drachenstein gefangen hielt, erlöset hatte, da legte er sich seine schöne Errettete zum ehelichen Gemahl bey, aber leider! nur acht kurze Jahre dauerte diese

Ehe-

Ehestandsfreude; seine Schwäger wurden eifersüchtig und neidisch auf ihn, weil er bey den ritterlichen Spielen, Turnieren, und dergleichen, immer den Preis davon trug, und von jedermänniglich gelobt und bewundert wurde. Einer derselben brachte ihn meuchelmörderischer Weise auf der Jagd ums Leben.

Da er sichs nun um den Besitz seiner Gemahlinn, die seinen frühen und grausamen Tod bitterlich beklagte, und ihn nachdrücklich an dem Thäter rächte, blutsauer werden ließ, und Leib und Leben dran wagte, um sie dem Ungeheuer, welches sie entführt hatte, und ge-

fesselt hielt, zu entreissen: so hatte er von ihr keine Untreue zu besorgen; niemand wagte sich an sie; denn wer den gehörnten Siegfried zum Hahnrey machen wollte, der setzte sich eben der Lebensgefahr aus, als wenn er sich in einem Kampf mit dem ungeheuersten Drachen, oder mit dem Beelzebub selbst, der zum öftern Drachengestalt annehmen, und denen, die ihm hofiren, große Schätze zuführen soll, eingelassen hätte.

Ueberdies lebten die Weiber der damaligen Zeit viel züchtiger und eingezogener, als die unsrigen. Die Männer dieses längstvergangenen Zeitalters liessen nicht mit

sich

sich spasen. Wenn ein Ritters-mann seine Gemahlinn bey einem frechen Buhler antraf, so muste sie ohne Barmherzigkeit, wär' sie auch die gröste Schönheit gewesen, des bittern Todes sterben.

Unsre Ehemänner mit den kleinen Chapeaubashütchen, feinen Busenstrichen, und wohlriechenden, wohlgepuderten Haaren, sind nun freylich so unbarmherzig und rachgierig nicht, und wie voll würden nicht die Gottesäcker und Beerdigungsplätze werden, wenn jeder Ehemann, dem sein junges Weib nicht Farbe hält, es so genau nehmen wollt, wenn er gleich, nach der Sitte der Vorfahren, in sei-

nem Zorn ergrimmen, und mit dem Schwerdt drein schlagen wollte.

Ich kanns Ihnen warlich nicht verdenken, meine Herren, wenn Sie mit Ihren Hausfrauen fein säuberlich umgehen, und Ihr Hauskreuz in Geduld ertragen. Denn Horazens Ausspruch: Geduld macht leicht und erträglich, was nicht zu ändern ist, ist warlich ein goldnes Sprüchlein, welches sich jeder in seine Schreibtafel oder an die Thür seines Schlafkabinets schreiben sollte. Ich setze voraus, daß Sie, meine Herren, nach der vornehmen und gesitteten Herren Weise, Ihr eigenes Schlafkabinet haben, und sich nicht mit Ihren

Frau-

Frauen zusammenbetten werden; denn diese Gewohnheit des Zusammenschlafens gehört nur für den gemeinen Mann.

Ob Sie übrigens den Horaz, den Fürsten der römischen Dichter, der unter andern verliebet, wie ein Ohrwürmchen, und der Wollust, von welcher noch so ausschweifenden Gattung sie seyn mochte, in einem sehr hohen Grad ergeben war, gelesen und studirt, oder gar manche Stellen daraus zu Ihrer Seelenerbauung auswendig gelernt, oder, ob Sie von dem allen nichts gethan, sondern lieber zu Ihrem Trost und zur Prüfung Ihrer Geduld ein deutsches, neues Gesangbuch, son-

derlich

derlich das allerneueste, welches, leider! zum Aergerniß aller derer, die da wissen, was Poesie, und insonderheit geistliche Dichtkunst ist, in Berlin zu Anfange dieses Jahres herausgekommen ist, gelesen haben, das kümmert mich nicht.

So lange die Welt steht, (und schier möchte ich glauben, sie würde nie untergehen, sollte man mich auch wegen dieses Glaubens verketzern,) wird es schwerlich in dem lieben Ehestande anders werden, als es jetzt ist; denn es geschieht nichts neues unter der Sonne; alles, was wir sehen und hören, ist schon einmal da gewesen, und kömmt auch gewiß nach Verlauf

einiger Zeit wieder zum Vorschein.

Tragen Sie also, meine Herren, wes Standes oder Würden Sie seyn mögen, (ich wiederhole meine gutgemeinte Erinnerung,) Ihre Hörner als Philosophen, als Männer, die von der Unvermeidlichkeit des Schicksals und von den großen Werth des Hausfriedens, der so leicht gestört werden kann, überzeugt sind, als Männer, die ihren Nachbarn und guten Freunden auch ein Vergnügen gönnen, und welche gelernt haben, sich über Kleinigkeiten hinwegzusetzen. —

Wenn

Wenn nachstehende Geschichte des gehörnten Siegfrieds, (den Sie schon seiner Hörner wegen lieb gewinnen müssen,) Ihren Beyfall erhält, und Ihnen bey den mannichfaltigen Beschwerden, welche der Ehestand bey sich führet, zu einiger Erholung und Belustigung gereicht, so soll mir dies ein süsser, erwünschter Lohn für meine Arbeit seyn.

Ich bin 2c.

Vorrede.

Wundre dich nicht, lieber Leser, daß wir dir, in Kraft unsrer schriftstellerischen Freyheit, einen altfränkischen Roman, der vor hundert Jahren Mode, und insonderheit die Lektüre der Ammen und Trödelweiber war, in einem neuen Gewand, und mit einer neuen Brühe versehen, auftische. Den Grund davon kannst du leicht errathen. Till Eulenspiegel, poßirlichen Andenkens, der ein mitleidiger und für die Unterhaltung seiner Zeitgenossen besorgter Gelehrter, auch der Vergessenheit entrissen, und in einer ganz neuen, veränderten Gestalt auf den Schauplatz gebracht hat, war ein pudelnärrischer Kerl, der auf

nichts weiter ausgieng, als die Leute zu honecken, in Schaden zu bringen, und sich dann, wenn er einen Streich ausgeführt hatte, auf ihre Kosten lustig zu machen. Doch du weißt es selbst, lieber Leser, was für ein Schadenfroh und Lustigmacher er war.

Der gehörnte Siegfried hingegen, dessen Schicksale und Begebenheiten wir in diesem Buche erzählen werden, war ein ganz andrer Kerl; er war ein Ebentheurer und Rittersmann von der ersten Grösse, der sich durch manchen Strauß hindurch kämpfte, manch fürchterliches Unthier, Drachen, Riesen, und wie die menschlichen und thierischen Ungeheuer alle heissen mögen, erlegte, und mancher feigen Menge, die ihm in den Wurf kam, die Seele ausblies.

Die

Die edeln Ritter und tugendbelobten Damen der damaligen Zeit erstaunten ob seinen Heldenthaten, die ehrbaren Jungfrauen hohen und niedern Standes wetteiferten, ihm durch ihren Liebreiz zu gefallen, und die alten, triefäugigten Matronen, die mit dem Kopf schüttelten, flüsterten sich einander vertraulich ins Ohr, er müsse mit dem Teufel, Gott sey bey uns! ein Bündniß gemacht haben. Kurz, der gehörnte Siegfried erregte bey Jungen und Alten allgemeine Aufmerksamkeit; er war das Schrecken der Zaghaften und der Weichlinge, und der Ruhm seiner Thaten erscholl in die entferntesten Gegenden.

Sonach ists wohl der Mühe werth, daß wir ihm durch eine neue Ausgabe und Beschreibung seiner wunderbaren

Be-

Begebenheiten gewissermassen ein Denkmal stiften, welches seinen Namen auf die Nachkommenschaft bringt, und welches er gewiß mehr, als Till Eulenspiegel, verdient. Du wirst neugierig seyn, lieber, freundlicher Leser, zu wissen, warum der Held dieser Geschichte nun eben der gehörnte Siegfried hieß; aber du wirst so gut seyn, und deine Neugierde bis auf die folgenden Bogen verspahren, wo wir unsre Erzählung versprochener massen beginnen, und von allem, was dir nöthig zu wissen ist, hinlängliche Auskunft geben werden. Gehab dich wohl!

Erstes

Erstes Kapitel,

worinn etwas kritisirt, präludirt und phantasirt wird.

Wir habens gelesen, nicht, um uns daraus zu unterrichten, oder drob zu lachen, (denn das vermochten wir nicht) sondern nur, um ohngefähr die Einrichtung zu schauen — es ist traun! ein drollichtes Büchlein, der neue Till Eulenspiegel, läßt sich wohl einmal bey müs-

sigen Stunden und bey einer Pfeife Toback lesen; — mag auch wohl hie und da, in Osten und Westen (denn dergleichen Waaren werden weit und breit versandt) seine Abnehmer und Liebhaber gefunden haben; — es steht aber doch, mit Ehren zu melden, so viel trockenes, saates, unzusammenhängendes Zeug darinn, daß es uns dafür zu eckeln begunnte, und wir den Schluß machen musten, dergleichen Schmickschmack könne unmöglich den zarten Gaumen unsrer aufgeklärten Zeitgenossen behaglich seyn.

Insbesondere hat die im zweyten Theil befindliche musikalische Komposition eines sogenannten Damensgesprächs, oder vielmehr alten Weibergekakles, die so sehr ins Kindische und Abgeschmackte fällt, und, um das Buch voll zu machen, sechzehn Seiten oder Blätter einnimmt, unsern ganzen Unwillen erregt.

Sey übrigens der Verfasser, wer er wolle; wir haben nichts mit seiner Person, sondern nur mit diesem seinem Produkt, zu thun, mit dem es schon gegen das Ende des ersten Theils mißlich aussieht, weil er, um sich aus dem Handel zu ziehen, die Ausarbeitung des zweyten Theils einem andern, einem gewissen **Putzwekkius** aufgetragen zu haben vorgiebt. Sind das nicht Autorkniffe!! —

Aus dem, was bisher gesagt und verhandelt ist, werden unsre geneigten Leser ohnschwer abnehmen können, daß wir, die wir bisher unsre Originalität, wie das **Mädchen von Orleans** weiland ihre Jungferschaft, rein und unbefleckt zu erhalten suchten, weit davon entfernt sind, den ehrsamen, wieder aufgewärmten, und in eine neue Form gegossenen **Till Eulenspiegel** nachzuahmen, und uns

denselben zum Muster oder Vorbild zu se-
tzen.

Wir werden vielmehr bey der Erzählung der Begebenheiten unsers gehörnten Siegfrieds, von dem wir schon in der Vorrede ein günstiges Vorurtheil erwartet haben, unsern eigenen Gang gehen, unserer eigenen Laune den freyen Lauf lassen, und uns bemühen, die Erwartung unsrer Leser zu befriedigen.

Zwar ist's mit dem Befriedigen solcher Erwartung, wegen der Verschiedenheit des Geschmacks, wegen des Eigensinns vieler Leser und Bücherkäufer, und um mancher anderer Ursachen willen, so eine eigene, mißliche Sache, wobey viel auf Zeit und Glück ankommt. Weil indeß die meisten Schriftsteller ein weites Gewissen haben, so setzen sie sich, über solche Bedenklichkeiten hin-

hinweg, und, wenn sie meynen, ihre Sache gut gemacht, und ihren Gegenstand gehörig bearbeitet zu haben, so lassen sie sich um das übrige unbekümmert, sobald das stipulirte Honerarium, blank und baar, in ihren Händen ist. —

Der Verfasser des umgeschaffenen Till Eulenspiegel hat für gut gefunden, ein Bröcklein aus der alten Historia von Wort zu Wort abdrucken zu lassen, ohnstreitig, weil er vermuthete, daß wenige den alten Eulenspiegel gelesen hätten. Wir werden die ganze alte Geschichte des gehörnten Siegfrieds, wie sie noch immer für weniges Geld zu haben ist, zum Grunde legen, dem Verfasser in der Hauptsache folgen, da, wo er Lücken ließ, solche durch die in Händen habenden geheimen Nachrichten ergänzen.

Ueberhaupt wollen wir es uns angelegen seyn lassen, das Büchlein so aufzustutzen, daß jedermänniglich seine Freude daran haben, und, wenn ers gelesen hat, verwundrungsvoll ausrufen soll: Ja, der gehörnte Siegfried, das war noch ein Mann, der sich sehen ließ, und seinem Zeitalter Ehre machte!

Wie eigenliebig der Verfasser von der Beschaffenheit und von dem Erfolg seines Werkchens urtheilt, wird hier mancher mit Naserümpfen und mit einem wohlgefälligen Seitenblick auf sein theures Selbst, oder auch wohl gar mit bedeutungsvollen Achselzucken ausrufen: Mag er doch! Was kümmerts uns? Wir sind schon längst in der Schule der gesunden Moral, woraus aller gelehrter Schwindel und alle Pedanterey verbannt ist, unterrichtet worden, daß die wahre Demuth, die so oft mit Gleißne-

rey und Niederträchtigkeit verwechselt wird, darinn besteht, seinen wirklichen Werth zu fühlen, und gegen stolze und eigensinnige Thoren, die uns durchaus demüthigen und einschränken wollen, zu behaupten, dagegen aber auch seine Mängel zu erkennen, und sich dieser Erkänntniß gemäß zu verhalten.

Ob und in wie weit diese Aeusserungen mit den nachstehenden Begebenheiten des gehörnten Siegfrieds zusammenhängen, und darinn Einfluß haben, das mögen sich unsre lieben Leser selbst abstrahiren. Wir wollens Ihnen nicht vormachen, denn sie sind alt und klug genug, sie mögen selbst prüfen und urtheilen. Es ist freylich eine edle Sache um den Zusammenhang; das wuste jener Dorfschulmeister, indem er seinen Untergebenen den geraden Zusammenhang der Himmelfahrt Eliä mit der im

neuen Testament befindlichen Geschichte des armen Lazarus rechtfertigte, der getragen ward von den Engeln in Abrahams Schooß. Zusammenhang, Kinder, sprach er, und wiederholte es oft, das ist die Seele! —

Zweytes Kapitel,

handelt von Menschenkarrikaturen und großen Männern, von Pröbsten und ihren Amtsgehülfen. Siegfried mit dem Horn macht Anstalt, auf der Bühne zu erscheinen.

Wer eine Zeitlang in der Welt gelebt, und den Menschen nicht aus Büchern studirt, sondern Erfahrungen über den Menschen, über seine Schwächen, Herzensblößen, Talenten und Verdienste, alles

les gegen einander abgewogen, angestellt hat, der wird angemerkt haben, daß alle Jahrhunderte eine bestimmte, aber kleine Anzahl von Menschen gebohren wird, die sich theils durch ihre hervorstechende moralische Schönheit und geniemäßige Originalität, theils durch ihre moralische, oder auch physikalische Häßlichkeit hervorthun, und, jeder in seiner Art, berühmt werden.

Die letzteren, welche im natürlichen, physikalischen Verstande, verzerrte, verstellte Gesichtszüge haben, die den Menschenantlitz kaum ähnlich sehen, pflegt man mit einem Kunstwort, welches aus der Mahlerey entlehnt ist, Karrikaturen zu nennen. Solcher Mißgeschöpfe giebt es freylich sehr viele. Das gemeine Sprüchwort sagt: daß in einem schönen Körper eine schöne Seele wohne; wenn dieß gleich nicht allemal wahr ist, denn selten ist eine

Regel ohne Ausnahme, so lehret doch die Erfahrung, daß solches in sehr vielen, wo nicht in den meisten Fällen, statt findet. Dagegen ist es auch auf der andern Seiten nicht weniger wahr, daß gemeiniglich häßliche Körper von häßlichen Charakteren und Gesinnungen begleitet werden, und daß die häßlichen Leute sich einander eben so leicht und bald lieb gewinnen, als wohlgebildete Personen, deren harmonischgesinnte Seelen sich bey der ersten Zusammenkunft einander lieben und werthschätzen.

Davon wollen wir ein Beyspiel, welches sich vor ohngefähr zwey Jahren in dem Lande eines großen und kriegerischen Fürsten zugetragen hat, zum Beweise anführen. Ein gewisser Probst, oder Geistlicher Oberaufseher, den die Natur, in Ansehung seiner Bildung, als eine wahre Stiefmutter behandelt, und ihm alles Empfehlende im

Aeus-

Aeusserlichen versagt hatte, ordinirte einst einen jungen Kandidaten, der ihm sehr ähnlich sahe, und ihn an Häßlichkeit noch übertraf, zu einer Predigerstelle in einer benachbarten großen Stadt. Der Probst hatte an den Kandidaten einen solchen Wohlgefallen, daß er ihn gleich in den Schrein seines Herzens einschloß, und ihn seiner hohen Gewogenheit versicherte.

Es währte nicht lange, so ereignete sich für den Probst eine bequeme Gelegenheit, seinen mit ihm harmonischgesinnten Liebling glücklich zu machen. Der Probst muste nämlich alljährlich seine weitläuftige Dioeces bereisen; da er nun alt und schwächlich war, sehnte er sich nach einem sogenannten Adjunktus, (in Sachsen nennen sie es Substituten) der ihm seine Last könnte tragen helfen. Er besann sich nicht lange, wen er wohl hiezu vorschlagen könnte. Denn diese

geist-

geistliche Stelle wurde allemal von dem Landesherrn unmittelbar vergeben, und wen der Probst zu seinem Adjunkt oder Nachfolger empfahl, den pflegte der Landesherr gemeiniglich anzunehmen.

Er reisete also nach B** ließ den jungen Prediger, den er vor zwey Jahren ordinirt hatte, zu sich kommen, und that ihm den Vorschlag, ob er Lust hätte, sein Adjunkt, und vielleicht, wenn er mit Tode abgienge, sein Nachfolger zu werden. Der Prediger nahm, wie man leicht denken kann, dieses Anerbieten seines Gönners mit beyden Händen an, und nachdem der Probst von dem regierenden Herrn die Erlaubniß, diesen jungen Mann zu seinem Gehülfen anzunehmen, erhalten hatte, so schickte er ihn in der Qualität eines adjungirten Probstes in seine Dioeces, wo dieser neugebackene Probst, ein stolzes, eigenliebiges Männ-

lein

lein, sonderlich den armen Landpfarrern, die zum Theil mehr wirthschaftlich, als auf das Studiren bedacht waren, viel zu schaffen machte, und ihnen ihre Schwäche mit vieler Bitterkeit vorrückte, wodurch er sich nicht allein bey den Pastoren, worunter es viele alte, würdige Leute gab, sondern auch bey ihren Familien und bey ihren Gemeinden verhaßt machte.

Die Dioecesanen waren gar nicht mit diesem neuen Probst, der so eigensinnig, murrköpfisch, und von seinen Wissen aufgebläht war, zufrieden, sie sahen ihn lieber gehen, als kommen, und sie hätten gern ihren alten Probst behalten, denn dieser war sehr herablassend, und ließ fünf gerade gehn, wie man im Sprichwort sagt. Denn er wuste wohl, daß den Landprediger, zumal, wenn er eine starke Familie hat, oft die Noth treibt, sich der Wirthschaft zu ergeben,

ben, bey den Geschäften des Ackerbaus, woraus er seine Einkünfte nehmen muß, selbst mit Hand anlegen, und über der Oekonomie, die ihn nebst den Seinigen nähret und kleidet, sein bisgen akademische Gelehrsamkeit, die ohnehin seinen Bauern nicht viel nützen würde, auszuschwitzen. —

Der neuadjungirte Probst war noch auf der Reise in seiner weitläuftigen Dioeces begriffen, und befand sich eben bey einem Prediger in einem kleinen Städtchen, mit dem er weiland studirt hatte, als bey ihm die erfreuliche Nachricht eingieng, daß sein Senior plötzlich gestorben, und an einem Krebs, den er nicht hätte hinunterbringen können, erstickt sey. Sogleich riß er sich aus den Armen seines Freundes, der ihn treflich regalirt hatte, los, und eilte zur Residenz des Fürsten, um bey demselben die Bestätigung in der Probstwürde zu suchen; er erhielt sie

auch

auch ohne Mühe, weil der Fürst in solchen Dingen, welche die Geistlichkeit betreffen, eben nicht skrupulös war, und sich auch nicht viel darum bekümmerte. Doch redete er den neuen Probst, als sich dieser für die erlangte Würde, die ihm jährlich über tausend Thaler einbrachte, bedankte, also an: „Ich „habe ihn zum Probst gemacht; nun sey er „es auch, und sorg' er dafür, daß mir kei„ne Ignoranten und schlechte Leute ins Amt „kommen, sonst kann er sich zum T—— „scheeren.“

Der neue Probst, dieser landesväterlichen Erinnerung, und des Trumpfs, der darauf gesetzt war, eingedenk, warf sich ins Zeug, studirte vor dem Spiegel seine ehrwürdige Respekt und schüchterne Bewundrung erregende Probstmiene, fragte seine Frau öfters, ob ers so recht machte, und wenn sich Kandidaten zur Prüfung und Ordination

dination bey ihm meldeten, so schuhriegelte und pisackte er sie, daß ihnen der Angst- schweiß ausbrach; viele derselben wies er oft aus Eigensinn ab, nachdem er sie vor- her durch sein mürrisches und hochtrabendes Wesen intimidirt hatte, um sich das Anse- hen eines gewissenhaften Oberaufsehers über die Schäflein Christi und ihrer Seelenhirten zu geben. Sein Vorweser hatte es immer beym Alten gelassen, weil er ein Feind al- ler Neuerungen war; dieser aber reformir- te den Katechismus, das Gesangbuch, kurz, die ganze Liturgie, und führte eine neue Lehr- und Predigtmethode ein, darob der gemei- ne Mann Nasen und Ohren aufsperrte, und der aufgeklärte Gottesverehrer den Kopf schüttelte. Die Bibel wollte er in einen kurzen Auszug bringen, und, was ihn nicht behagte, daraus weglassen; weil aber der Lerm über das Beginnen dieses neuen Reformators zu groß ward, und bis zu den

Ohren des Fürsten drang, so wurde ihm solches untersagt, und er wurde angewiesen, in Religionssachen und deren Abänderung behutsam zu gehen, widrigenfalls man ihn dimittiren würde. Dieses war keine geringe Demüthigung für ihn und für seinen unerträglichen Stolz.

Dieser junge Probst also, den nicht sein Geschick und sein Predigtamt, sondern sein blindes Glück, und der Zufall mit dem Krebse, der seinen guten Senior urplötzlich in die andere Welt schickte, zu dieser Würde erhoben hatte, gehörte ohne Widerrede, sowohl, was seine physikalische Bildung, insonderheit seine Gesichtszüge, als auch, was seinen moralischen Charakter betrift, zu den auffallenden Menschenkarrikaturen und Mißgeschöpfe, mit denen man nicht gern etwas zu thun hat, die man im Vorbeygehen ansiehet, und verachtet. Denn er

war nicht allein die Geissel der Kandidaten und Prediger, die seinem geistlichen Scepter unterwürfig waren, sondern er führte auch einen schlechten und mißvergnügten Ehestand. Er hatte eine hübsche sittsame Frau aus B * * von guter Familie geheirathet, die seinem Hauswesen ganz wohl vorstand, und sich ihrem Manne gefällig zu machen suchte. Dieser machte er darüber, daß sie ihm kein Vermögen zugebracht hatte, welches er doch vorher wuste, allerley kränkende Vorwürfe, und verbitterte sich und seiner Ehegattin auf solche Weise das Leben, welches er bey seiner guten Einnahme so vergnügt zubringen konnte.

Doch genug von diesem Glückskinde und von diesem Muster des geistlichen Stolzes! Wir wollen noch einen Augenblick zu den großen Männern zurückkehren, und dann von ihnen eine kurze, vorläufige Anwendung

auf

auf unsern Siegfried machen, der unter ihnen eine glänzende Rolle behauptet.

Daß der großen Männer alle Jahrhunderte nur wenige gebohren werden, daß sie nicht in Menge, wie die Pilse hervorwachsen, und daß sie ihrer Seltenheit wegen destomehr zu schätzen sind, das haben wir schon oben erinnert. Nun aber herrscht unter ihnen, in Ansehung dieser Geistesgröße, eine starke Verschiedenheit. Mancher erwirbt sich durch Wissenschaften und Künste, mancher durch neue, gemeinnützige Erfindungen, ein dritter durch ritterliche Uebungen und Heldenthaten den Namen eines großen verdienten Mannes, mit dem unser leichtsinniges, durch einen falschen Geschmack verwöhntes Jahrhundert oft nur gar zu verschwenderisch umgeht.

Von der letzteren Art der durch ritterliche Tapferkeit und durch viele glücklich bestandene *) Ebentheuer berühmt gewordenen Männern, war unser gehörnter Siegfried, dem es nicht leicht einer in der Kunst, zu siegen, hervorthat, und dem wunderselten ein anderer Rittersmann, keck und kühn, einen Strauß abgenommen, denn er nahm's wohl mit dem ungeheuersten Riesen auf, wie aus seiner folgenden Geschichte erhellen wird.

*) Ein Abentheuer oder Ebentheuer bestehen, hieß in der alten, deutschen Sprache: einen gefährlichen, kühnen Streich, den man sich durchzusetzen vorgenommen hat, glücklich ausführen.

Drittes Kapitel,

handelt von Hörnern, ihren verschiedenen Gattungen und ihren mannichfaltigen Gebrauch.

Ein gewisser Dorfprediger aus dem Rübenlande, wo der Sand wohlfeiler, als der Kaffee, ist, der sich in die sogenannten Witzeleyen, welche ins Platte und Niedrige fallen, verliebt hatte, sagte einst zu seiner Dorfgemeine auf der Kanzel, vermuthlich, weil er nichts gescheiteres zu sagen wuste, und weil sein Kopf so leer, als sein Kornboden war: (ich denke, es geschahe in einer Leichenpredigt) „Es giebt man„cherley Nüsse, meine Freunde! Leichenbe„gängnisse, Bekümmernisse, Ereignisse, „gute und böse Kopfnisse, welsche Nüsse u. „s. w.“ So möchten wir auch sagen: es giebt mancherley Hörner, Nachtwächter-

hörner, Menschen- und Ehestandshörner, Hirten- und Schäferhörner, Jagdhörner, Altarshörner und dergleichen, alle zu verschiedenen Gebrauch bestimmt.

Die letzten waren sonderlich im alten Testament Mode, und dienten vorzüglich zu einer Zuflucht für die Missethäter; denn welcher Verbrecher, den die Gerechtigkeit verfolgte, diese Hörner ergriff, der war in so weit vor der Strafe gesichert, und durfte nicht angetastet werden, weil der Ort heilig war. Man hat mit diesen heiligen Zufluchtsörtern in den vorigen Zeiten viel Mißbrauch getrieben, und es ist dadurch mancher Bösewicht, dessen Leben eine zusammenhängende Kette von verschiedenen Lastern war, in seiner Bosheit bestärkt, und zu mehreren und größeren Frevelthaten verleitet worden. —

Es giebt ferner thierische Hörner. Dem Vieh hat die Natur die Hörner theils zur Zierde, theils dazu gegeben, daß sie sich gegen andere Thiere, welche sie angreifen und überwältigen möchten, vertheidigen könnten. Man macht von einigen dieser Hörner auch Gebrauch in der Medicin. Die Alten pflegten den Ochsen, wenn sie wild und stößig waren, ein Büschel Heu um das eine Horn zu binden, damit sich jedermann vor ihnen in Acht nehmen könnte.

Nachtwächterhörner geben keine liebliche Musik, sondern sind, wenn sie geblasen, oder wie man insgemein sagt, **getutet** werden, den Ohren lästig Die meisten Nachtwächter haben in ihrem Tuten, in ihrem Abrufen, in ihrem Singen etwas eigenes Manche bedienen sich statt des Horns einer Knarre, die aber dem Ohr noch unleidlicher ist, und den Hypochondristen, wenn er

drauf horcht, sicher um einen Grad mißmüthiger macht. — Doch Klappern, spricht man, gehört zum Handwerk.

Jagdhörner — dabey ist nicht viel zu erinnern, denn jeder, der vom Handwerk ist, weiß, wozu sie gebraucht werden, und wie sie beschaffen seyn müssen. Nur dies müssen wir bey Gelegenheit der Jagdhörner anmerken, daß der Weidmann von Profession gemeiniglich eine gewisse Rauhigkeit der Sitten, und auch wohl gar bisweilen etwas Herzenshärte von seinen Geschäften davon trägt, so wie der Krieger, der gleichsam beständig im Menschenblute wadet, oft, ohne daran zu denken, seinen guten, menschenfreundlichen Charakter in einen ungestümen, menschenfeindlichen umwandelt.

Die Jagdhörner geben uns ferner Anlaß zu dem Wunsch, daß doch die großen

Her-

Herren, die so unnatürlichen und grausamen Parforcejagden abschaffen, und die Kosten, die sie darauf verwenden, zur Unterstützung ihrer armen Unterthanen, oder zur Erbauung eines Findelhauses anlegen möchten. Ergötze sich an der Todesquaal eines armen, gejagten Thiers, wer da will; für zarte und edle Seelen werden sich schon andere und reellere Vergnügungen finden, als die leidigen Parforcejagden sind.

Hirten - und Schäferhörner — Diese Instrumente, wodurch unsre Dorfhirten das Vieh zusammenblasen, sind von ganz andrer Art, als diejenigen, deren sich ehedem **Arkadiens** Schäfer und Schäferinnen, empfindsamen Andenkens, bedienten, um ihre Heerden in Ordnung zu halten. Ein arkadisches Haberrohr mit einem deutschen Hirtenhorn verglichen; ja, das ist ein gewaltiger Unterschied. Der Ton des

letzteren würde Menschen und Vieh in der ehemaligen anmuthigen Schäferwelt, die Köpfe schwindlicht gemacht haben. Doch jedes Land hat seine Weise, wie jeder Narr seine Kappe. —

Menschen- und Ehestandshörner! — lieben Brüder und Schwestern, die ihr dieß Büchlein leset, wie wird euch bey diesem Gedanken und bey dieser Benennung zu Muthe? Ein jeder fühle in seinen Busen, und — wer das Ding nicht ändern kann, der beruhige sich, und denke: es ist der Lauf der Welt! es geschieht nichts neues unter der Sonne!

Wir könnten von sothanen Ehstandshörnern, die nun einmal in der besten Welt, in Europa, Asia, Afrika und Amerika, nur mit verschiedenen Modifikationen, gäng und gebe sind, mehr, als ein Kapitel schrei-

schreiben, und würde doch nicht fertig werden; so reichhaltig und fruchtbar ist diese Materie, fruchtbar, wie der liebe Ehestand selbst, zumal, wenn des unvermögenden Mannes Stelle, mit dessen stillschweigender Einwilligung, durch einen vermögenden, vollkräftigen, allezeit fertigen Freund und Substituten ersetzt wird, der dafür sorgt, daß der Stamm nicht ausgehe, woran oft in Familien sehr viel gelegen ist.

Es ist doch sonderbar, daß man die Ehestandshörner gemeiniglich nur den männlichen Geschlechte zueignet, und das weibliche davon ausschließt. Ich habe mir oft den Kopf darüber zerbrochen, woher dies wohl kommen mag, denn ich gehe der Sache gern auf den Grund. Ob das Hörnertragen wider die weibliche Natur, wider das weibliche Dekorum, oder ob's sonst eine geheime, verborgene Ursache ist, das

weiß

weiß ich nicht, mag mir auch weiter keine große Mühe darum geben, um es zu wissen.

Ich habe dies so wenig, als den Ursprung der gehörnten Redensart begreifen können: Diese Frau hat ihrem Ehemanne Hörner aufgesetzt, das ist verdollmetschet: Sie hat ihn einer Ehestandsbeschäftigung, die manchem sehr sauer wird, überhoben, sie hat ihn zum Hahnrey gemacht.

Vorzeiten war das Hörnertragen und Hörneraufsetzen, oder, deutlicher zu reden, die Untreue beyder Ehegatten eine kitzliche und gefährliche Sache. Der Kopf wackelte einem dabey, und man war seines Lebens nicht sicher, wenns ruchtbar wurde, der, oder die habe Ehebruch getrieben. Da kam flugs der Scharfrichter mit seinem Schwerdte, und blies, auf hohen obrigkeitlichen Befehl,

durch einen unsanften Streich dem Ehebrecher, oder der Ehebrecherin das Lebenslicht aus.

Diese Barbarey kam ohnstreitig daher, weil die alten deutschen Gesetzgeber nicht in den Geheimnissen der Gallanterie eingeweihet waren, weil sie nicht genug die Schwächen des so leicht verführbaren Menschensonderlich Weiberherzens kannten, und weil sie überhaupt nicht wusten, oder wissen wollten, was zur feinen Lebensart gehört.

Diese Zeiten der Barbarey und der Unwissenheit sind vorbey; das goldne Zeitalter ist zurückgekehrt; wir brauchen, wenn wir auch im Ehestande nicht Farbe halten, und uns, wie jenem Beichtvater eines die Veränderung liebenden Königs von Frankreich, nicht alle Tage Rebhun behagt, unsrer Köpfe wegen nicht besorgt zu seyn, sondern können

nen sie sanft in den Schooß derjenigen nieder-legen, die wir zu unsrer Lieblinginn erwählt haben, was auch unsre liebe Hausehre wider solche Wahl einwenden mag; — braucht sie es doch nicht zu wissen.

Heutzutage ist das Hörnertragen eine Sache, um welche man den Pöbel bereits, denn eigentlich kommt es nur den Vornehmen zu, die sich dabey ganz wohl befinden, und sich auch nicht das geringste von Unzufriedenheit merken lassen. Jeder Theil geht ungezwungen seinen Gang; jeder giebt dem andern in seinen Vergnügungen nach; jeder trägt des andern Fehler mit Geduld; und so leben die Eheleute unsers Zeitalters, ohne Zank und Streit, ohne Argwohn und Gardinenpredigten, wie die lieben Engel im Himmel.

Wir sind bisher verschiedene Gattungen

von Hörnern, welche unter dem Monde existiren, und bald zu diesem, bald zu jenem Gebrauch dienen, bald so, bald anders gestaltet sind, durchgegangen, und haben über jedes derselben versprochenermaßen unsre unvorgreifliche Meinung gesagt, überlassen's demnächst unsern Lesern, sich zu dem gesagten noch mehreres zur Sache gehöriges hinzuzudenken.

Von allen diesen Gattungen war nun dasjenige Horn sehr verschieden, welches die Natur, oder der Zufall, oder gar eine Fee (zur Zeit wissen wir's noch nicht mit Gewißheit) unserm ritterlichen Siegfried verliehen hatte. Es war ein Horn über alle Hörner, und hatte viele trefliche Eigenschaften, die insonderheit einem kühnen Ritter und Ebentheurer wohl zu statten kommen, und ihn zuweilen aus Noth helfen. Wie unser Held zu diesem Zierrath gekommen, wozu

es ihm genützet, und was er damit ausgerichtet, oder ob aus dem einen Horn gar zwey Hörner geworden, das wird aus einem der folgenden Kapitel, worinn seine Geschichte von einem Zeitabschnitt zum andern verhandelt wird, ersichtlich seyn.

Viertes Kapitel,

erzählt Siegfrieds Geburt, und was sich dabey merkwürdiges zugetragen hat.

Große Männer, die sich durch Geburt und edle Thaten vor vielen andern auszeichnen, haben gemeiniglich das Schicksal, daß man bald aus Neid, bald aus andern Ursachen, entweder ihre vortreflichen Thaten selbst, oder, wenn dies nicht angeht, und

und der Ruhm ihrer glücklichen Unterneh-
mungen zu fest gegründet ist, ihren Ursprung
und ihr Herkommen verdächtig zu machen
sucht. So giengs auch unserm heldenmü-
thigen Siegfried.

Es hat Leute, unbesonnene und scharf-
süchtige Leute gegeben, welche behauptet ha-
ben, Siegfried, der edle Ritter, um des-
sen Gunst Königstöchter sich bewarben, sey
eines gemeinen Handwerkers Sohn, und
habe sonach eine schlechte, pöbelhafte Erzie-
hung genossen. Dies sind Verleumdungen,
die von Uebelgesinnten und von Feinden des
Heroismus ohne allen Grund behauptet wer-
den, und auf die man folglich eben so wenig,
als auf das dumpfige Geschrey der Krähen,
zu achten hat.

Weg also mit dieser falschen, schmäh-
süchtigen Angabe von des tapfern und eh-

ren-

renfesten Siegfrieds Geburt! Es ist vielmehr aus den zuverläßigsten Nachrichten und Urkunden, als da sind Stammbäume, Gevatterbriebe, Grabschriften, Leichen- und Hochzeitpredigten, besondere Familienaufsätze, u. s. w. ohne alle Widerrede erweislich, daß unser Siegfried aus uralten königlichen Geblüte herstammt, und daß sein Urgroßvater, welcher **Erich mit den wächsernen Zehen** hieß, der mächtigste Fürst und Eroberer der damaligen Zeit war, der die halbe Welt zittern machte.

Sein Vater, König in **Utopien** und **Potalirien**, hieß **Sieghard**, und seine Mutter, welche schier das schönste und klügste Frauenzimmer zu ihrer Zeit war, **Adelgunde Polyxene**. König **Sieghard** war ein friedfertiger, gutmüthiger Fürst, und lebte mit seinen Nachbaren, worunter es zum Theil kriegerische und unruhige Köpfe

pfe

pse gab, in gutem Vernehmen. Er hatte bereits zehen Jahr mit seiner schönen Gemahlin im Ehestande gelebt, und sich vergebens nach einem Erben seines Throns und seiner Tugenden gesehnt.

Die Königinn Polyxene, der es ebenfalls um Vermehrung ihres Hauses und Geschlechts zu thun war, weinte oft darüber, daß die Leibesfrucht so lange ausblieb, in der Stille, und härmte sich sehr, so, daß ihr schöner Leib begann mager zu werden, und sich in ihrem feinen, runden Antlitz bereits Runzeln einstellten.

Es wurden Buß- und Fasttage angestellt, damit der Zorn des Himmels sich von dem königlichen Hause wenden, und die Unfruchtbarkeit von der Königinn weichen möchte. Sämmtliche Unterthanen nahmen an der Unruhe und Verlegenheit ihres Re-

genten und seiner Ehegenoßinn Theil, und geriethen darüber in tiefe Trauer.

Während daß das ganze Land mit ihrem Könige Sieghard betrübt war, kam ein fremder Ritter, Namens **Ehrhard von Ehrenfried**, aus fernen Landen dahergezogen, mit einer stattlichen Waffenrüstung und köstlichen Kleidern angethan, welcher den König Sieghard zu sprechen begehrte.

Es wurde dem Könige angesagt, und dieser willigte sogleich in des Ritters Begehren, setzte sich auf seinen helfenbeinernen Thron, nahm seinen goldnen Scepter in die Hand, und hieß den Ritter vor sich kommen.

Als der Ritter in das Audienzzimmer kam, neigte er sich dreymal tief zur Erde; der König streckte seinen Scepter gegen ihn

aus,

aus, welches ein Zeichen der gnädigen Aufnahme war, und befahl ihm, seinen Vortrag zu beginnen, und ihm die Absicht seiner Reise nach Utopien zu eröfnen.

Der Ritter verneigte sich wieder, und redete also: „Allergnädigster König! ich mag Ew. Majestät nicht verheelen, daß ich eine gründliche Wissenschaft verborgener und geheimnißvoller Dinge, und insonderheit die Gabe besitze, künftige Begebenheiten vorauszusagen. Kraft meiner Kunst und Wissenschaft erfahre ich oft, was in den entferntesten Ländern, sonderlich an Höfen, vorgeht, ohne durch eine Furie davon benachrichtigt zu werden.

Eben durch diese Wissenschaft, die mir eine Fee bey meiner Geburt zum Pathengeschenk gemacht hat, habe ich in Erfahrung gebracht, daß Ew. Majestät wertheste Frau

Gemahlinn unfruchtbaren Leibes ist, und nach einem Eheseegen sich herzlich sehnet. Auch bin ich benachrichtigt worden, daß Ew. Majestät nebst Dero getreuen Unterthanen dieser anhaltenden Unfruchtbarkeit wegen, wider welche weder Fasttage, noch Liturgieen und Prozeßionen etwas helfen, in große Sorge und Betrübniß gerathen sind.

Da ich nun an sothanen Leidwesen Ew. Majestät den aufrichtigsten Antheil nehme, und meine beschworne Ritterspflicht es erfordert, daß ich nicht blos auf Ebentheuer ausgehe, sondern auch mit meiner seltenen Kunst nach Vermögen jedermänniglich diene: so bin ich gekommen, Ew. Majestät und Dero erlauchten Ehegenoß einen guten, biedern Trost einzusprechen, und Ihnen zu verkündigen, daß die Königinn, ehe ein Jahr vergeht, eines starken, gesunden und wohlgestalteten Prinzen genesen wird.

Es wird aber dieser Prinz, der aus Ew. Majestät Lenden entspringen, und die Freude Ihres Hauses vermehren soll, ein gar mannhafter, kühner und edler Ritter werden, er wird sich mit ungeheuren Riesen und Drachen herumschlagen, manch unerhörtes Abentheuer bestehen, und sehr frühzeitig in die Fremde gehen. Ihm wird eine trefliche wunderschöne Gemahlinn zu Theil, die er aus den Klauen eines schrecklichen, feuerspeyenden Ungeheuers erlösen muß. Sein Leben wird er nicht gar zu hoch bringen, und zuletzt durch Hinterlist und Neid seiner nächsten Anverwandten umkommen." —

Als der Ritter seinen Vortrag geendiget hatte, dankte ihm der König freundlich für die gegebene Nachricht, ließ ihm zu seiner Erquickung eine Flasche Tokayerwein mit etwas Gebackenen reichen, (es war ohngefähr eilf Uhr nach dem dasigen Stadtseiger) und

als es Essenszeit war, wurde er zur Tafel gerufen, wo er viel vornehme Grafen und Herren vorfand, die der König hatte von der Ankunft eines fremden, edlen Ritters benachrichtigen, und, um ihn kennen zu lernen, zu sich einladen lassen.

Indeß hatte der König, ehe die Mittagszeit kam, sich in der Königinn Gemach verfügt, und ihr verkündigt, was des Ritters Prophezeihung in sich enthielt, worüber sie eine übergroße, unglaubliche Freude empfand, und den Ritter zu sehen und zu sprechen verlangte.

Bey der Tafel wiederholte der Ritter auf freundschaftliches Ersuchen der Grafen und Herrn, die zum Könige eingeladen waren, den Hauptinhalt seiner Weissagung von bevorstehender baldiger Ankunft eines Prinzen, und verbürgte sich für die Wahrheit

derselben bey seinem Rittereide, worüber sie sämtlich sehr froh waren, und dem Ritter wegen seiner Kunst große Lobsprüche beylegten.

Der König redete nach aufgehobener Tafel den Ritter also an: „Edler, gestrenger Ritter! Ihr habt mir und meinem ehelichen Gemahl heute eine sehr angenehme Nachricht gebracht, die mein ganzes Hoflager in die freudigste Bewegung setzt, und habt deswegen eine gar weite Reise unternommen; ich weiß nicht, womit ich Euch dieses alles vergelten soll. Hätt' ich eine Tochter, mit Schönheit und Tugend begabt, so sollte dieses der Lohn Eurer Bemühung seyn. Nehmt indeß diesen Ring (hier zog der König einen prächtigen, diamantnen Ring vom Ringer) als ein Zeichen meiner Gewogenheit und Erkenntlichkeit an, und wisset, daß Er Euch, wenn Ihr einst

in großer Verlegenheit seyd, die wichtigsten Dienste leisten wird. Zugleich lade ich Euch hiermit, wenn mir ein Prinz gebohren wird, zum Gevatterstand und zum Schmaus ein, da wollen wir uns denn recht lustig machen, und einander noch näher kennen lernen."

Mit diesen Worten verlies der König den Ritter, und wünschte ihm eine glückliche Reise. Der Ritter, vergnügt über das Gelingen seines Unternehmens und über des Königs Geschenk, schwang sich auf sein Roß, und kehrte in die Gegend, wo er hergekommen war, zurück.

Obgleich der König Sieghard ihm nicht gesagt hatte, worinn des kostbaren Ringes, welchen er ihm verehrte, verborgene Tugenden bestünden, so wurde er doch bald inne, was er sich für Nutzen von demselben zu versprechen hätte.

Er erfuhr nämlich zu seiner großen Verwunderung, als er einst in Gedanken und von ohngefähr diesen kostbaren Ring auf den Zeigefinger der linken Hand gesteckt hatte, daß er die Kraft und Wirkung besaß, den, der ihn an sich hatte, unsichtbar zu machen, wovon er zu seiner Zeit Nutzen zu ziehn gedachte. Auch bemerkte er, daß dieser Ring wider heftiges Kopfweh, und bey großen Gliederschmerzen die ersprießlichsten Dienste leistete. —

Als nun die Zeit, da die Königinn Polyxene, Sieghards, des Friedfertigen, Gemahlinn, nach des Ritters Prophezeihung, von einem Prinzen entbunden werden sollte, gekommen war, so ereigneten sich im Lande allerley Wunderzeichen. Verschiedene ehrbare Frauen, die seit geraumer Zeit nichts zu wiegen gehabt hatten, gebahren auf einmal sechs gesunde Kinder, welche so

groß

groß waren, als wenn sie schon ein Viertel-jahr alt gewesen wären. Hin und wieder entstanden Feuersbrünste, die sich in kurzer Zeit von selbst löschten. Aus den benach-barten Wäldern kam das Wild haufenweise in die Städte und Dörfer gelaufen, leckte die Hände derer, die es greifen wollten, und ließ sich ohne Mühe fangen. In der Residenz hörte man einige Abende hinter ein-ander in der Luft eine liebliche Musik, als wenn ein vornehmer Herr ein Konzert gäbe, und was dergleichen seltsame Dinge und Be-gebenheiten, über deren Bedeutung die po-litischen Kannengiesser allerley Glossen mach-ten, ohne an die Geburt eines Prinzen zu denken, mehr waren.

Endlich erschien der glückliche Tag, es war der Achte des Septembermonats des Jahrs 1404, da es mit der tugendsamen Königinn Polyxene endlich nach langen und

vergeb-

vergeblichen Harren zum Durchbruch kam, und da unser Siegfried gerade um die Mittagszeit, zwischen zwölf und ein Uhr, zur großen Freude seiner Aeltern und aller getreuen Unterthanen, das Licht dieser Welt erblickte. Er gab, als er gebohren war, nicht, wie andre Kinder zu thun pflegen, einen weinerlichen Laut von sich; sondern sahe sich mit einem sanften Lächeln in seinem neuen Aufenthalt um, und war übrigens so fromm, wie ein Engel.

Zwar begieng er eine kleine Unart, daß er sich gleich, da er nur auf dieser sogenannten Jammerwelt angekommen war, auf den Schooß einer vornehmen Geburtshelferinn (welche Art Leute man in Sachsen Großmutter, und im Brandenburgischen Wehemutter, auch Wiesenmutter zu nennen pflegt) des Ueberflusses seiner Blase entschüttete. Aber man konnte ihm diesen kleinen

nen Verstoß wider die Höflichkeit nicht übel deuten, denn er war noch von keinem pedantischen und altklugen Hofmeister in der feinen Lebensart und in den Hofmanieren unterrichtet worden; auch hatte er noch nicht Campens Sittenbüchlein gelesen, sondern er war, wie jener überweise Pastor in B** von seiner dreyjährigen Tochter sich ausdrückte, **noch ganz Thier.**

Fünftes Kapitel.

Weiterer Verfolg der Erzählung von Siegfrieds Geburt und den damit verbunden gewesenen Umständen.

Sobald König Sieghard, der eben zur Tafel gehen wollte, als man ihm die

Nachricht von der Geburt eines Prinzen verkündigte, seinen neugebohrnen Sohn beäugelt, und ihm seinen väterlichen Seegenskuß ertheilt hatte, gedachte er flugs an den edlen Ritter, dessen Prophezeihung nun in Erfüllung gieng, und freute sich im Geiste auf dessen bevorstehenden Gevatterstand. Ob er nun gleich wuste, daß der Ritter, vermöge seiner geheimen Kunst, der Königinn Entbindung erfahren, und sich schleunig auf den Weg machen würde, um den jungen Prinzen zu bewillkommen, und den Kindtaufenschmaus, worzu allerley prächtige Vorkehrungen gemacht wurden, verzehren zu helfen: so erachtete er es doch der Höflichkeit und Etikette gemäß zu seyn, ihm einen Courier mit der Nachricht von der ihm wiederfahrnen Freude zu senden; es traf aber dieser Eilbote den Ritter auf halbem Wege an, und kehrte mit ihm nach der Residenz zurück.

Des Ritters Ehrenfried Ankunft verursagte bey dem König Sieghard und dessen Gemahlinn, die sich als eine Wöchnerinn ganz wohl befand, große Freude. Der Ritter stattete dem königlichen Ehepaar in bester Form seinen wohlgemeinten Glückwunsch ab, und küßte den jungen Prinzen, den ihm die Amme auf einem sammtnen mit Silber gestickten Küssen darreichte, auf das zärtlichste.

Als dies geschehen war, und die bey solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Komplimente ihre Endschaft erreicht hatten, wurde aus goldenen Pokalen der Willkommen und des neugebohrnen Prinzen Gesundheit getrunken, wobey sich der gestrenge Ritter einen ziemlichen Rausch trank. Hierauf gieng man zur Tafel, und schmausete herrlich; doch war dieser Schmaus nur eine kleine Vorbereitung auf das Gastmahl des folgenden

Tages, da der Prinz seinen Namen bekommen, und nach hergebrachter Gewohnheit dem Volk von einem Balcon des königlichen Schlosses gezeigt werden sollte.

Es hatten sich wieder auf des Königs Geheiß viele Grafen und Herren bey der Tafel eingefunden, mit denen er nach geendigter Mahlzeit und gehaltener Mittagsruhe bey einer Tasse Succolade, in Wein gekocht, im Beyseyn des Ritters Ehrenfried zu Rathe gehen wollte, was der Prinz des folgenden Tages für einen Namen bekommen sollte; denn dies war eine Sache, worauf viel ankam.

Nach vier Uhr erhob sich der König von seinem Faulbettchen, und verfügte sich in das Zimmer, welches zur Berathschlagung bestimmt war, wo ihm bereits das liebliche, herzstärkende Getränk, wozu der ausländi-

sche Cacao seine Frucht hergiebt, wollüstiglich entgegen duftete.

Nachdem die Versammlung einige Tassen dieses Getränks eingeschlurft hatte, gab der König ein Zeichen, und man begann, über den Namen des Prinzen zu votiren. Der König pflegte seine Stimme zuletzt zu geben. Anfänglich waren die Stimmen sehr getheilt; **Rupertus, Wigoleis, Treuhard**, waren die Namen, welche aufs Tapet kamen; es wollte aber keiner von diesen dem Könige behagen. Endlich, da das Deliberiren und Votiren, welches bey verschlossenen Thüren geschahe, bereits eine gute Weile gedauert hatte, kam einer aus der Versammlung auf den glücklichen Einfall, man thue am besten, wenn man dem Kinde den Namen des Ritters **Ehrenfried**, gäbe, zum Andenken und zu einer Art von Erkenntlichkeit, daß dieser seine Geburt vorher

her verkündigt hätte. Denn der Ritter hatte bisher aus Bescheidenheit sein Votum suspendirt, und gedachte dasselbe bis zuletzt zu versparen. Die meisten Stimmen, und selbst der König, fielen diesem Vortrage bey, und es kam nur noch auf die Einwilligung des Ritters an. Dieser aber verbat sich die ihm zugedachte Ehre, und sagte: da nach seiner Vorherverkündigung, der Prinz dazu bestimmt wäre, viele Abentheuer zu bestehen, viele Kämpfe zu erringen, und viele herrliche Siege zu erfechten; so wäre seine unvorgreifliche Meinung diese: **Siegfried** sey der schicklichste Name, den man dem Prinzen geben könnte.

Die Rede des Ritters gefiel dem Könige überaus wohl, und fand bey der Versammlung allgemeinen Beyfall. Es wurde also einmüthig beschlossen: **Siegfried** sollte der Name des Prinzen seyn. Dieser

Name wurde auf einen besondern Zettel geschrieben, und in ein goldenes Kästchen gethan, welches der König in seiner Verwahrsamkeit hatte, und welches er des folgenden Tages demjenigen überantwortete, welcher den Auftrag hatte, dem Volke mit lauter, vernehmlicher Stimme anzuzeigen, wie der Prinz heisse.

Es blieb aber noch den Landesgesetzen dieser Name bis zu der bestimmten Stunde des folgenden Tages ein Geheimniß, da der junge Prinz dem versammelten Volke gezeigt, und dessen Name denselben durch einen dazu besonders erwählten Herold, welcher auch Geld und Schaumünzen auswarf, bekannt gemacht wurde, worauf das Volk ein oftmaliges: es lebe unser neugebohrner Prinz Siegfried! ertönen ließ. Selbst die Königinn, der man doch, als einem Frauenzimmer, die meiste Neugierde zu-

trauen

trauen konnte, erfuhr den Namen ihres Kindes nicht eher, als nach geendigter Ceremonie; und wer von des Königs Räthen, die der Berathschlagung beygewohnt hatten, solchen vor der Zeit ausplauderte, der wurde auf einige Jahre des Landes verwiesen, und verlohr unter den Räthen seine Stimme. Es hatte aber mit der feyerlichen Namengebung eines neugebohrnen Prinzen in Utopien und mit der Darstellung desselben vor dem Volke, folgende Bewandniß.

Gleich nach der Mittagstafel, ohngefähr um zwey Uhr, wurde mit einer grossen, silbernen Glocke, die auf einem Seitenflügel der königlichen Burg befindlich war, und sehr weit gehört werden konnte, zu dieser Ceremonie eingelautet. Das Kind wurde vom Haupt bis zu den Füßen mit gutem Wein gewaschen, oder vielmehr darinn gebadet; hierauf wurde es von der Wehmutter

ter in Begleitung zweyer königlichen Räthe, die über dasselbe eine Art von Himmel oder Schirm von grüner Seide hielten, dreymal innerhalb der Burg herumgetragen und sobald man hiervon zurück kam, besprengte oder benetzte der älteste geheime Rath nochmals das Gesicht des Kindes mit Wein, indem er einige gute Wünsche über dasselbe aussprach; ein jüngerer Rath muste das Kind wieder abtrocknen.

Hierauf trug der älteste Rath in Begleitung einiger seiner Kollegen und derer, die vom Könige zum Gevatterstande gebeten waren, den Prinzen auf den großen Balcon des königlichen Schlosses, der nicht gar zu hoch, sondern nur um ein Stockwerk von dem Erdboden ertfernt war. Der Prinz lag auf einem scharlachroth sammtnen Küssen, welches mit goldenen Franzen reichlich besetzt war, und so wurde er ohngefehr eine Viertel-

telstunde lang dem in Menge versammelten Volke vorgezeigt, und von dem geheimen Rath, der ihn trug, zum öftern in die Höhe gehoben, damit man ihn recht sehen könnte.

Nach geschehener Vorzeigung des Prinzen, ritt ein Herold durch alle Straßen, und verkündigte unter dem Freudengeschrey des horchenden Volks den Namen desselben, wie auch den Tag und die Stunde, da er gebohren war, welches jeder Bürger und Unterthan, sobald er nach Hause kam, in seine Schreibtafel einschrieb.

Sobald die Ceremonie geendigt, und alles in Ordnung gebracht war, gieng zwischen fünf und sechs Uhr der große Schmaus an, zu welchem viel benachbarte Fürsten und Herren erbeten waren, und der gemeiniglich spät bis in die Nacht dauerte. Der größte

Zeitvertreib bey solchen Schmausen war, daß man, dem Herkommen gemäß, beym Nachtisch, sobald der Wein zu wirken anfieng, allerley Räthsel und Aufgaben auf die Bahn brachte, die ein jeder, so gut er konnte, zu errathen und aufzulösen bemühet war.

Der König selbst war reich an solchen Einfällen, und versprach demjenigen ein ansehnliches Geschenk, der ihm am besten folgende Fragen beantworten würde: warum man doch das Heyrathen eine Veränderung nennt, und warum die Teutschen, die zur Ehe greifen wollen, gemeiniglich zu sagen pflegen: **ich will mich verändern.**

Es sagten viele von den Anwesenden hinter einander ihre Meinung über diese Aufgabe, die aber den König nicht befriedigte. Hierauf gab der König dem Ritter Ehren-

fried

fried einen Wink, er möchte seine Gedanken vortragen; der Ritter bat die Gesellschaft um Erlaubniß, reden zu dürfen, leerte sein Glas Wein, und begann seinen Vortrag auf des Königs Befehl folgendergestalt.

Sechstes Kapitel,

Warum man das Heyrathen eine Veränderung nennt. Der Ritter Ehrhard von Ehrenfried legt mit der Beantwortung dieser Fragen bey dem Könige Sieghard und dessen Hofleuten große Ehre ein.

„Wir haben, so hub der Ritter Ehrenfried seinen Vortrag an, in unsrer ehrenwerthen, deutschen Muttersprache mancherley Räthsel und Sprüchwörter

ter, deren eigentlicher Ursprung zum Theil sehr dunkel und schwer zu erklären ist, und die auch nicht jedermann verständlich sind. Indeß sind die Sprüchwörter eine Zierde unsrer Sprache; wer sie daraus verbannen wollte, der würde ihr die Seele nehmen.

Was nun insbesondere die sprichwörtliche, bey Ehestiftungen gebräuchliche Redart: **ich will mich verändern**, anbetrift, worüber mir des Königs Majestät meine etwannige Meinung zu sagen, befohlen haben, so finde ich solche der Sache sehr angemessen. Denn es verändert sich viel, ungemein viel, wenn man zum Ehestand schreitet. Da sind Veränderungen, große, zahlreiche und wichtige, aber doch immer natürliche Veränderungen auf Seiten des Mannes und auf Seiten der Frau. Wir wollen doch sehen, worinn sich beyde Theile eigentlich verändern.

Die Frau verändert sich zuförderst in ihrer äusserlichen Gestalt. Ist sie in ihrem ledigen Stande sogar bleich und schwächlich, und entweder heimlich verliebt und Männersüchtig gewesen: so wird sie nun, wenn der Mann entweder seine Kunst versteht, und das junge Weibchen hübsch pflegt, so, daß es keine Nahrungssorgen hat, dick und fett; sie bekömmt eine frische rothe Farbe, guten Appetit zum Essen, und genießt einer dauerhaften Gesundheit.

War sie vorher, als Jungfer sehr stark, so, daß man sie füglich für eine verheirathete Person gehalten hätte: so wird sie gemeiniglich nach ihrer Verheirathung etwas abnehmen, und fein schlank und proportionirlich werden, sonderlich, wenn sie nur erst einmal ins Wochenbett gekommen ist, und sich darinn etwas versucht hat. Die Schwangerschaft macht nun freylich in Ansehung

sehung der bisher erzählten Veränderungen eine Ausnahme, weil dabey einer jeden, sie mag fett oder mager seyn, die Peripherie des Leibes merklich zunimmt, bis es endlich zum Durchbruch kommt, und die Frau ihrer Last entbunden wird.

Die Frau verändert sich ferner in Ansehung der oft übertriebenen und unangenehmen Einschränkung, der sie gemeiniglich in dem Hause ihrer Aeltern unterworfen ist, indeme sie als Ehefrau nun ihr eigener Herr ist, nach Gutdünken handeln kann, und in ihrem Hause zu befehlen hat. Zwar scheint es, als ob sich bey einem angehenden Eheweibchen, nur die Form der gedachten Einschränkung veränderte, als ob sie aus der Herrschaft und Gewalt der Aeltern in die Herrschaft des Mannes, der des Weibes Haupt ist, übergienge: Aber die Herrschaft der Männer über ihre Weiber

hat

hat heut' zu Tage nicht viel zu bedeuten.

Unsre Ehemänner sind, wie es denn auch recht und billig ist, und wie wir bereits in dem avantpropos, oder in der Zueignungsschrift erinnert haben, so gefällig und galant gewesen, und haben die rohen, strengen Sitten ihrer Vorfahren abgelegt, die mit ihren Eheweibern, wenn sie das geringste versahen, (und wie leicht versieht mann's nicht!) zuweilen sehr übel haushielten, und insonderheit alsdenn keinen Spaß verstunden, wenn sie über das sechste Gebot stolperten. Folglich ist die Veränderung, die ein junges, vollkräftiges Frauenzimmer, welches sich durch die seegensreiche Hand eines Priesters zum Ehestande, oder zu der Befugniß, bey einem Manne schlafen zu dürfen, einweihen läßt, allemal vortheilhaft und angenehm, vorausgesetzt, daß übrigens

gens im Ehestande alles fein ordentlich und züchtiglich zugeht, daß kein Theil dem andern Verdruß erweckt, und Mann und Weib sich wohl begehn.

So verändert sich also beym Eintritt in den Ehestand die Jungfer, oder die angehende Frau; es entsteht nun die Frage, die ich noch kürzlich beantworten will: wie verändert sich der Mann, oder der Junggeselle, wenn er heirathet?

Der Mann verändert sich ebenfalls, wenn er zum Stand der heiligen Ehe schreitet, auf mannichfaltige Weise, welche mit der, wie das junge Weib sich verändert, zwar in manchen Stücken übereinkommt, in vielen aber davon abweicht. Er verändert gemeiniglich (dies lehrt und bestätigt die Erfahrung) nach geschehenen Bettsprung zuerst seine Stimme; sprach er vorher im Alt,

oder

oder in einem hellen Tenor, so redet er nun im Baß, oder Diskant, obgleich der letztere Ton bey verheiratheten Männern, die ihren Weibern fleißig die eheliche Pflicht leisten, seltener ist.

Der Mann verändert sich ferner, so wie seine Frau Gemahlinn, in seinem Gange. Gieng er vorher als ein ehrbarer Junggeselle, den noch kein Mädchen verführt und um sein Kleinod gebracht hatte, mit engen, abgemessenen Schritten, als ob er auf Kohlen gienge, fein säuberlich einher: so wandelt er nun ohne Zwang, macht große, weite Schritte, die seine Mannheit und sein gesetztes Wesen anzeigen, und sein Gang ist, wie der Gang eines Landdrosten, oder eines Bürgermeisters.

Der Mann verändert sich aber auch in Ansehung seiner Eßlust, seiner Vorliebe zu

gewissen Gerichten und seiner körperlichen Beschaffenheit. Wir wissens aus eigener Erfahrung, daß uns, wenn wir allein sind, das beste Essen und Trinken nicht halb so gut schmeckt, als wenn wir solches in der Gesellschaft eines Freundes oder einer Freundinn geniessen können. Aß also der junge Ehemann während seines ledigen Standes manchen Bissen ohne Appetit und Geschmack, und gedeihte ihm aus diesem Grunde Essen und Trinken nicht: so bekömmt er nun, wenn ihm sein liebes Weibchen allerley wohlschmeckende Gerichte, nach seinem Wunsch und Geschmack, zurichtet, und wenn sie ihn zum öftern, da er sichs nicht vermuthet, mit einem Leckerbißlein überrascht, rechte Lust zum Essen; seine Wangen werden feist, und sein Bauch nimmt von Tage zu Tage im Umfange zu, welches eine natürliche Folge der Frauenpflege und des lieben Ehestands ist. Ueberdies pflegt er gewisse Speisen und Gerichte,

richte, die er in seinem ledigen Stande nicht gar zu gern aß, die aber zu den Lieblingsgerichten seiner Frau gehören, aus Gefälligkeit gegen sie sich behagen, und recht wohl schmecken zu lassen.

Damit ich nicht zu weitläuftig werde, und die Geduld und Aufmerksamkeit der hochansehnlichen und vielgeehrten Gesellschaft ermüde, so will ich nur noch hinzusetzen, daß sich der Mann wie die Frau, nach der Heirath auch in seinen Gesinnungen und in seiner Denkart verändert. Ein neuer Stand, neue Sitten; sagt das Sprüchwort: so wird denn diese Veränderung in Gedanken, Gesinnungen und Sitten auch im Ehestande nicht ausbleiben. War das liebe Ehepaar vorher freygebig und verschwenderisch, so wird es nun wirthschaftlich und sparsam, weil es weiß, daß aus dem ehelichen Beyschlaf Kinderchen kommen,

men, und daß diese etwas zu ernähren und zu erziehen kosten. Jagte es vorher mancherley rauschenden Vergnügungen nach, ohne sich bey einem derselben lange zu verweilen, oder dadurch nach Wunsch befriedigt zu werden: so findet es nun in den sanften, stillen Freuden des häuslichen und ehelichen Lebens, die sich mit dem Zuwachs der Familie vermehren und vervielfältigen, mehr unterhaltenden Zeitvertreib und mehr Belustigung, als in allen den flüchtigen Lustbarkeiten, welche es in seinem ledigen Stande oft aus Langerweile zu geniessen pflegte.

Der Mann verändert sich endlich auch, wenn er ehelich wird, in Ansehung seiner Einkünfte und deren Anwendung. So lange er ledig ist, und blos für sich sorgen darf, läßt er gemeiniglich das Geld, was er verdient, drauf gehen, und bekümmert

sich nicht um den andern Morgen. Heirathet er nun, so muß er zuvor ein Amt, oder ein Gewerbe haben, wovon er sich nebst den Seinigen ernährt; nun verändern und vermehren sich seine Einkünfte; er kann nun, da er eigenen Heerd und eigene Wirthschaft hat, Einnahme und Ausgabe mit einander vergleichen; er muß nun, wenn er anders ein vernünftiger Mann ist, auf die standesmäßige *) Einrichtung seiner Frau und Familie bedacht seyn, Die Frau hilft

*) Eine gewisse Dorfpriestersfrau in der Mark beschwerte sich in dem Klagbillet, welches sie, um von ihrem Manne geschieden zu werden, bey den Gerichten einreichte: ihr Mann hätte ihr die standesmäßige Ernährung versagt, und wäre auch jetzt nicht im Stande, ihr solche zu reichen, weil er sie zuweilen mit Buchgrütze, Kartoffeln und andern Produkten seiner Aecker und Gärten gefüttert hatte.

ihm die Wirthschaft führen, und theilt die Sorgen für das Hauswesen und für die Erziehung der Kinder mit ihm; der Mann erwirbt, und die Frau wendet das Erworbene haushälterisch an. Alle diese Veränderungen nun, deren ich, wenn es die Zeit litte, noch mehrere beybringen könnte, und die mit dem Ehestande unmittelbar vergesellschaftet sind, müssen dem Manne, wie dem Weibe, so viel ich davon einsehe, zum Vergnügen und Vortheil gereichen, und die jungen Leute, die da freyen wollen, drücken sich daher sehr richtig und adäquet aus, wenn sie sagen: **ich will mich verändern.**

Hier endigte der Ritter **Ehrenfried** seinen Vortrag, und der König nebst der ganzen Gesellschaft lächelte ihm Beyfall zu. Auch erhielt er von dem Könige ein ansehnliches Geschenk; welches in einer goldnen

Dose

Dose bestand, die mit lauter seltenen Goldstücken und Schaumünzen angefüllt war.

Siebentes Kapitel.

Der Ritter Ehrenfried wird genöthigt, noch einige Tage zu verweilen. Es kommt etwas von Siegfrieds Erziehung, Kindheit und Jugendgeschichte vor.

Der Ritter Ehrenfried hatte sich sowohl durch seine glücklich eingetroffene Prophezeihung, als auch durch die gute, vernüftige Erklärung der, vom Könige beym festlichen Gevatterschmause gegebenen Aufgabe: warum man das Heyrathen

eine Veränderung nennt, dergestalt bey dem Könige Sieghard und seiner Gemahlinn eingeschmeichelt, daß beyde ganz für ihn eingenommen waren, und nicht wusten, was sie ihm alles zu Gefallen thun sollten.

Der Tag nach der Darstellungsceremonie des jungen Siegfrieds wollte der Ritter seines Weges ziehen, von wannen er kommen war; aber der König nöthigte ihn gar freundlich und dringend, er möchte sichs noch einige Tage an seinem Hoflager gefallen lassen, und ihm unterdessen, vermöge seiner Kenntniß und Erfahrung, mit gutem Rath; wie die Erziehung des jungen Prinzen (sonst pflegen sich große Herren sehr selten um dergleichen Sachen, die sie für Kleinigkeiten halten, zu bekümmern) am besten anzustellen und einzurichten wäre.

Ehren-

Ehrenfried willigte darein, und brachte auf des König Sieghards ausdrückliches Verlangen noch einige Tage ganz vergnügt an dessen Hoflager zu. Als er nun wegen der Erziehung des jungen Siegfrieds, und wie man dabey am besten zu verfahren habe, im Beyseyn einiger Räthe gefragt wurde, so sagte er: „er wäre der Meinung, daß, ob er gleich die sogenannten Hofmeister, Informationsräthe und Privatlehrer, unter welchen es freylich viel Pedanten und schale Köpfe gäbe, nicht verachte, es doch bey dem jungen Siegfried, wenn er zu den schulfähigen Jahren heranwüchse, überall keines Hofmeisters bedürfe. Denn aus galanten Wissenschaften und fremden Sprachen, die an vielen Höfen getrieben, und insonderheit mit der fürstlichen Jugend von ihren Lehrern geübt werden, würde er nie etwas machen; ein gutes Stück Wildpret, und

ein vielköpfichtes Ungeheuer, bey dessen Erlegung er seinen Muth und seine Kunst zeigen könnte, würde ihm lieber seyn, und ihm mehr Vergnügen machen, als Langens lateinische Grammatik und les beaux arts reduits à un même principe par M. *Batteux*, denn er sey von der Mutter Natur zum wilden, kriegerischen Genie, und zu einem tapfern, felsenharten Rittersmann bestimmt. Man dürfe ihn also, fuhr der Ritter Ehrenfried fort, indem die anwesenden Räthe sich räusperten, ohne alle Besorgniß so aufwachsen lassen; die Natur selbst werde ihm schon dasjenige beybringen, was zu seiner künftigen Lebensart erfordert würde. Vor allen Dingen solle man so zeitig, als möglich, alles Frauenzimmer von dem jungen Prinzen entfernen, weil er durch den Anblick und durch den Umgang desselben sich weichlich und weibisch gewöhnte, und sonach

von

von seiner künftigen Bestimmung abgezogen würde.“

Obgleich der Rath des Ritter Ehrenfrieds, die künftige Erziehung des jungen Siegfrieds betreffend, (denn zur Zeit lag er noch in den Windeln, und bedurfte nur Wartung und Pflege) dem Könige in vielen Stücken sonderbar und befremdend dünkte, weil solcher ganz von der gewöhnlichen Hof- und Erziehungsmanier abwich: so muste er ihm doch im Grunde recht geben, wenn er sich das Ding recht überlegte, und insonderheit der Schilderung nachdachte, welche ihm der Ritter von des Prinzen künftigen Thaten und Schicksalen gemacht hatte.

König Sieghard nahm also den guten Rath des Ritters mit Dank an, lobte seine Weisheit, und bezeugte ihm in Gegen-

wart seiner Räthe, die auch wohl manches wider dessen vorgetragene, paradoxe Meinung einzuwenden haben mochten, sein gnädiges Wohlgefallen in den huldreichsten und herablassensten Ausdrücken, um welcher willen Ehrenfried von den Hofschranzen, welches gemeiniglich ein neidisches, habsüchtiges, eigennützliges Völklein ist, beneidet wurde.

Ehrenfried wollte sich nun nicht länger halten lassen, sondern nahm von dem Könige und dessen Gemahl, nachdem er sein Pathengeschenk *) auf des Prinzen Wiege stillschweigend hingelegt, und denselben

*) Worinn dieses Pathengeschenk bestanden, ob in einem goldenen, oder silbernen Harnisch, oder in einer meßingenen Kaffeekanne? darüber geben uns die alten Annalen keine hinlängliche Auskunft.

selben geherzt hatte, seinen höflichen Abschied. Er muste aber vor seinem Abschiede dem König und der Königinn versprechen, daß er, wo nicht alle Jahre, falls ihn seine Geschäfte daran verhinderten, doch wenigstens ein Jahr ums andre einen Besuch bey ihnen abstatten, und sich bey und mit ihnen erlaben wollte. Dieses Versprechen wurde nach alten deutschen Brauch durch einen Handschlag versiegelt und fest gemacht.

Prinz Siegfried, der bey der guten Nahrung, die er von seiner sukkulenten Amme erhielt, zusehends größer und stärker wurde, hatte kaum sein zweytes Jahr erreicht, als er schon anfieng, früh eingedenk seiner künftigen Bestimmung, den Gängelband, der ihm zu lästig war, zu zerreissen, seinen Aufsehern und Wärterinnen zu entlaufen, und sich in den nahe gelegenen Bü-

schen,

schen, oder auf den benachbarten Feldern mit den Bauerjungen herumzutummeln. Darüber gerieth sein königliches Aelternpaar oft in große Sorge und Bekümmerniß; aber der werdende Knabe, der mit Macht seinem Beruf und seinem Jünglingsalter entgegen reifte, kam immer wohlbehalten, wenn gleich zuweilen etwas zerkratzt und zerstäubt, von seinen Exkursionen und Balgereyen, als Vorübungen seines künftigen Standes, zurücke, und die Aeltern, die ihn seiner Verwegenheit wegen, wenn er, ziemlich verunstaltet, bey seiner Rückkehr aus Hayn und Flur, vor ihren Augen erschien, in aller höchsteigener Person züchtigen wollten, begunnten ihn seiner Poßirlichkeit und Dreistigkeit wegen anzulächeln, und vermochten nicht, wenn er so seine kleinen Abentheuer in kindischer, stammelnder Sprache mit der Miene und mit der stolzen Selbstgenügsamkeit eines alten, funfzigjährigen

rigen Helden erzehlte, ihm das geringste Leid zuzufügen.

Der Ritter Ehrenfried hielt sein Wort, und stellte sich zu der versprochenen Zeit an des König Sieghards Hoflager ein, wo ihm alle Ehre wiederfuhr, und wo er sich insonderheit in den seinetwegen angestellten Turnieren und andern ritterlichen Uebungen hervorthat.

Als er das zweyte Jahr wiederkam, war der junge Siegfried gerade vier Jahr alt, und hatte das Ansehen eines Knaben von acht Jahren.

Das Geburtsfest des Prinzen wurde diesmal mit großem Pomp gefeyert, und gegen das Ende der Tafel wieder manches auf die Bahn gebracht, welches den anwesenden Gästen zum Zeitvertreib und zur Belusti-

lusti-

lustigung gereichte. Unter andern wurde die Frage aufgeworfen: welches das beste Mittel wäre, einen ungerathenen Sohn zum Gehorsam zu bringen, und ein böses Weib zu bessern.

Die Meinungen über diese Aufgabe waren sehr verschieden und getheilt; der König hatte diesmal aus Scherz, pour la rarité du fait, einen Sekretaire, oder Schreiber *) bestellt, der alle diese verschiedenen Meinungen über die vorgelegte Frage protokolliren, und auffreiben muste, damit man hernach das Resultat herausbringen könnte,

*) Es ist doch sonderbar, daß die verschiedenen Sprachen in den Charakteren, Ehrenstellen und Würden der Menschen so einen gewaltigen Unterschied machen, daß z. B. ein gewisses Amt oder ein gewisser Dienst, in deutscher Sprache ausgedrückt, für eine

Be-

könnte, welche unter allen die beste und befriedigendste sey.

Der König dachte es wohl, daß der Ritter Ehrenfried wieder den Streit entscheiden, und den Preiß davontragen würde. Als die Reihe an ihn gekommen war, erinnerte ihn der König, frey heraus zu sagen, was er von der Sache dächte, worauf der Ritter seine Meinung in folgenden Worten vortrug.

Achtes

Beleidigung geachtet wird. Ein sogenannter Sekretaire, sey er ein Postsekretair, oder Sekretair bey einem vornehmen Herrn, würde mich z. B. sehr drauf ansehen, wenn ich ihn auf gut Deutsch einen Schreiber nennen wollte.

Achtes Kapitel,

enthält die Beantwortung der Frage: „Wie ist es am gescheutesten anzufangen, um einen ungerathenen Sohn zum Gehorsam zu bringen; und ein böses Weib in ein gutes zu verman- deln?“

„Die vorgelegte Aufgabe, so redete der Ritter Ehrenfried, enthält eigentlich zwo Fragen, deren jede ich der Ordnung wegen besonders beantworten will. Was also zuerst den ungerathenen Sohn, an dessen Unarten und Halsstarrigkeit größtentheils dessen Aeltern und Erzieher selbst Schuld sind, anbetrift, so haben zwar diejenigen Grafen und Herren, welche vor mir votirt haben, geäussert: die besten Mittel zu seiner Zurechtbringung wären,

entweder, daß man ihm auf einige Jahre ins Zuchthaus, oder unter die Soldaten stecke. Einige von den Herren haben es sogar für ein dienliches Mittel erachtet, daß man ihn enterbe. Dadurch würde er aber, nach meinen Bedünken, noch verstockter und liederlicher werden; und wenn der Vater solcher ungerathenen Kinder nicht reich ist, so fält das vorgeschlagene Mittel von selbst weg, nicht zu gedenken, daß es nicht allemal in der Gewalt der Väter steht, ihre Söhne, wenn sie auch ungerathen sind, zu enterben, denn sie können sich bessern, und über solches willkührliche Enterben haben die Gesetze Verfügungen gemacht.

Ich will mich nicht, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, in Prüfung und Widerlegung der verschiedenen, von Gelehrten und Ungelehrten vorgetragenen Meinungen einlassen, die über diese Streitfrage bekannt

geworden sind. Die meisten vorgeschlagenen Mittel, die zwar, welches ich nicht zu leugnen begehre, in einzelnen Fällen ihre Wirkung thun, bey diesem oder jenen ungerathenen Sohn anwendbar, und zu seiner Besserung, die keine väterliche Züchtigung zu bewerkstelligen vermochte, heilsam seyn können, verfehlen doch gemeiniglich ihres Zwecks, führen oft zur Verzweiflung, und müssen doch am Ende, wenn alle gelinden und scharfen Zurechtbringungsmethoden vergeblich verbraucht sind, dem durch vielfältige Erfahrung erprobten Haupt- und Universalmittel weichen, welches ich einer höchstansehnlichen Gesellschaft sogleich zu eröfnen die Ehre haben werde.

Und worinn besteht dieses vortrefliche, bewährte und sichere Mittel zur baldigen Zurechtbringung eines ungerathenen Soh-

nes

nes, der in seiner Unbußfertigkeit verharret? Etwa darinn, daß man ihn auf die Galeeren schmiede, oder gar unter dem Vorwande, er sey ein für die Welt verdorbener Taugenichts, ihm das Leben nehme? Behüte Gott! das wäre ja übertyrannisch, weil man an der Besserung des Menschen, so wie an der Genesung eines Kranken, so lange jener lebt, und dieser nur noch den Athem bey sich spüren läßt, nie gänzlich verzweifeln soll.

Dieses trefliche Mittel ist sehr einfach und kurz, es macht auch nicht viel Aufwand: **Man gebe dem jungen, ungezogenen Buben eine Frau, und, wenn er gar zu arg und bärbeißig ist, eine böse Frau, eine andere Xantippe:** diese wird ihn schon kirre machen, und ihm nach den Regeln ihrer Kunst, die Bosheit austreiben, sollte es

auch, in Ermangelung anderer Hausmittel, mit Hülfe eines Nachttopfs oder Besenstiels geschehen.

Es kann schon eine Frau überhaupt, wenn sie auch die beste, artigste, verträglichste, liebreichste Frau ist, bey solchen erzbösen Jünglingen, die ihren Aeltern und Lehrern alles Herzeleid zugefügt haben, wenn sie nur noch nicht alles menschlichen Gefühls quitt und ledig sind, Wunderdinge thun, und sich bey denselben in Respekt und Ansehen setzen. Zuerst versucht sie die Güte, aber nicht, wie jener zum Amtmann gewordene fürstliche Leibkutscher, den sein Fürst bey einem solchen Versuch der Güte in der Gerichtsstube überraschte, sondern auf eine Art, die ihr ihre Klugheit und Weltkenntniß, wie auch die Bekanntschaft, welche sie, vielleicht aus der Lesung guter, moralischer Bücher, oder aus dem Umgan-

ge mit vernünftigen Männern, die weder Kopfhänger, noch Naturalisten waren, geschöpft hat, an die Hand giebt.

Will aber die Güte bey dem bösen Jüngling, der nun ein Ehemann worden ist, nichts verfangen, so kehrt die kluge Frau, daß ich mich eines gemeinen Sprichworts bediene, das Rauche heraus, und sucht ihn durch allerley scharfe, wohlgewählte Mittel, die ihm empfindlicher, als Schläge und Zuchthausstrafe sind, zu seiner Schuldigkeit zurück zu führen. Und wenn diese Kur, wobey es auch zuweilen ohne Ohrfeigen und Rippenstöße von Seiten der Frau nicht abgehen mag, eine kurze Zeit gedauert hat: siehe, so läßt der arme Schelm, der vorher so trotzig und übermüthig war, die Ohren hängen, und weiß nicht, wie ihm geschehen ist. Denn es giebt, worüber man sich wundern muß, keine

ne verzagtere und furchtsamere Geschöpfe, als eben solche ungerathene, freche Buben, sobald man ihnen zu ihrer Zucht eine Frau giebt.

Beyläufig muß ich erinnern, daß der Weise, der diesen Rath zuerst ertheilte, und dieses Universalmittel, als ein Arkanum, zuerst unentgeldlich unter seinen Zeitgenossen bekannt machte, Brephobius hieß. Er war aus altem, adelichen Geschlechte, wollte aber nie von solchem Tand, wie er es nannte, etwas wissen; und da ich sein Neffe war, so setzte er mich, als er sterben wollte, zum Erben ein, und vertraute mir insonderheit das mehrerwähnte Arkanum der probaten Weiberkur für böse Jünglinge an, welches damals nur noch wenigen bekannt war.

Zwar melden die Jahrbücher der Gelehrten, insonderheit der alten Zeitrechnung, nichts von diesem Weisen, dessen Urgroßvater Hofdichter und zugleich Mundschenk bey einem fränkischen Könige gewesen war; aber er war nicht ehrgeizig, nicht stolz, und suchte selbst, wo er wuste und konnte, aus übergroßer, jedoch lobenswerther Bescheidenheit, die Ausbreitung seines Ruhms, geflissentlich zu verhindern.

Doch ich kehre, nachdem ich meines Oheims Brephobius nur im Vorbeygehen gedacht, und seinem Andenken ein kleines, freundschaftliches Opfer gebracht habe, zu dem ungerathenen Sohn und zu seiner moralischen Wiederherstellung durch Weiberkuren zurück.

Was nun die gute Frau bey solchen Erzbösewichtern, die gegen alle Strafen abge-

gehärtet sind, nicht auszurichten im Stande ist, das vermag die böse, zumal, wenn sie etwa schon einen Mann gehabt hat, oder, wenn sie reich und wohlhabend ist. Schon den guten Männern, die man als wahre Tugendbilder betrachten kann, zieht eine solche Xantippe das Fell über die Ohren, und macht ihnen das Leben sauer; wie wird sie nun nicht mit solchen jungen Milchbärten umspringen, die ihren Aeltern und Lehrern nicht haben gehorchen wollen?

O da sieht man seine Lust, wie sie den ungerathenen Balg nach Verlauf von wenigen Ehestandswochen, zur großen Freude und Verwunderung aller, die ihn kennen, und solch Wunderding hören, so fromm, nachgebend und geschmeidig macht, daß er sich selbst in diese schleunige Metamorphose nicht finden kann, und die ganze Sippschaft ob solchem unerwarteten Ereigniß erstaunt.

Der Ritter bat, weil er noch eine zwote Frage, die Zurechtbringung der bösen Weiber betreffend, zu beantworten hatte, um Erlaubniß, ein wenig zu verschnieben, welches ihm gar gern von der Gesellschaft bewilligt wurde. Man trank indeß einigemal auf des königlichen Hauses und insonderheit auf des Prinzen Siegfrieds Gesundheit herum; der Ritter sammelte neue Kräfte, und wurde von einem aus der Gesellschaft, der ein sehr aufmerksamer Zuhörer solcher Vorträge war, freundlich erinnert, die Mittheilung der Anekdote von dem Amtmann, der Kutscher gewesen war, und seinem Fürsten, nicht zu vergessen, deren er bey Gelegenheit des Versuchs der Güte, kürzlich Erwähnung gethan hätte.

Neuntes Kapitel.

Ehrenfried erzehlt eine Kutscheranekdote, welche sehr belacht wird, und erläutert die zwote Frage, wie man es anfangen müsse, um gottlose Weiber so fromm, wie ein Lämmchen zu machen, und ihnen alle Wildheit, allen Ungestüm zu benehmen.

Nachdem der Ritter Ehrenfried durch den herrlichen Rebensaft, der so glatt, wie Zucker und Honig, eingieng, sich gelabt und erquickt hatte, setzte er seinen Vortrag folgendermaßen fort.

Ich muß noch, so redete er, ehe ich die versprochene Anekdote, zu deren Mittheilung ich aufgefordert bin, erzehle, aus dem, was ich vorher von dem ungerathenen Sohn und dessen wunderartiger Zurecht-

brin-

bringung durch Weiberzucht gesagt habe, etwas nachholen, welches der Gesellschaft vermuthlich zur Belustigung gereichen wird, und welches die Wahrheit dessen, was ich behauptet habe, beweiset.

In einer gewissen niedersächsischen Gegend lebte ein steinreicher Mann, ein ehrlicher Landwirth; dieser hatte einen einzigen, aber ungerathenen Sohn, der ihm viel Verdruß und Kränkungen verursachte, und den er durch keine Mittel zu bessern vermochte. Endlich, nachdem er alles umsonst versucht hatte, gab ihm ein guter, kluger Freund den Rath, er sollte ihm eine Frau geben, und zwar sollte er sich bemühen, eine rasche, entschlossene Person, Jungfer oder Wittwe, für ihn auszusuchen, die ihm die Spitze bieten könnte.

Der alte Landwirth folgte dem Rath seines Freundes, und verheirathete den bösen, tückischen Buben, mit dem weiter nichts anzufangen war, an eine gottselige Priesterswittwe von mittelmäßigem Vermögen, die ihren lieben, seligen Mann zu Tode geärgert hatte, und von der sich also vermuthen ließ, sie werde auch über diesen jungen Bösewicht Herr werden, und ihn von seiner Bosheit purgiren.

Es waren kaum vier Wochen seit der Verheirathung dieses Ehepaars vergangen, so bekam der alte Landwirth die erfreuliche Nachricht: sein Sohn sey ganz umgekehrt, man finde auch nicht eine Spur seiner vorigen Lebensart mehr an ihm; er sey ganz verdutzt und niedergeschlagen. Einst stand dieser neue, durch seine Frau gebesserte Ehemann Abends, an einem schönen Sommer-

abend,

abend, vor der Thür, da die Gänze eben eingetrieben wurden, ganz gedankenvoll, und hängte den Kopf. Er bemerkte, daß die eine Gans, die nebst den übrigen vor seiner Thür vorbeykamen, den einen Flügel hängen ließ, und sagte zu der Gans, deren Zustand er mit dem seinigen verglich, in seiner plattdeutschen Sprache: „Gänse„ken, hest de ok gefriet?“ dies ist verdollmetschet: Gänschen; bist du auch verheirathet?

Ich komme nun zu der versprochenen Kutscheranekdote. Ein gewisser Fürst hatte einen Leibkutscher, mit dem er sehr wohl zufrieden war, und der ihm viele Jahre treue Dienste geleistet hatte. Bey einer gewissen Gelegenheit versprach ihm der Fürst eine gute Versorgung, und befahl ihm, er möchte sich selbst erkundigen, wenn ein hübscher Dienst in seinem Lande aufkäme, der

sich für ihn schickte, den sollte er haben. Endlich erfuhr dieser Leibkutscher, nachdem er lange vergeblich geforscht und vigilirt hatte, daß auf einem der fürstlichen Aemter, einige Meilen von der Residenz, der Justizamtmann mit Tode abgegangen wäre. Zu dieser vakanten Stelle meldete er sich unverzüglich bey dem Fürsten. Der Fürst aber lachte über diesen Einfall und sagte: „Kerl, bist du ein Narr? du verstehst ja nichts von den Rechten, und willst Justizamtmann werden?“ „Ihro Durchlauchten, versetzte der Kutscher, ich weiß mir zu helfen, ich halte mir einen oder zwey Gesellen, welche die Arbeit verrichten, und manche vorfallende Kleinigkeiten richte und entscheide ich selbst nach meinem gesunden Menschenverstand.“ Dem Fürsten gefiel diese Antwort, und er versicherte den Kutscher, er sollte den Dienst haben.

Die fürstliche Regierung hatte bereits zur Wiederbesetzung der erledigten Stelle Anstalt gemacht, und den neuen Justizamtmann designirt; als aber der Befehl aus dem Kabinet zum Vortheil des bisherigen Leibkutschers kam, so muste sie ihre Wahl wieder aufheben, und den Gewählten, den es sehr verdroß, sich einen Kutscher vorgezogen zu sehen, anderweitig versorgen.

Einst fiel es dem Fürsten ein, seinen gewesenen Kutscher, der nun schon ein paar Jahre den Justizamtmannsdienst verwaltete, in seiner Behausung und bey seinen Geschäften zu überraschen. Der neue Justizamtmann hatte, mit höchster Bewilligung, einen geschickten Kandidaten der Rechte angenommen, der den Charakter als Justizsekretair, erhielt, und dem noch ein Schreiber untergeordnet wurde. Dieser Justizsekretair, der die ganze Sache des Amt-

manns verrichtete, und deshalb auch von ihm gut besoldet wurde, war ein feiner, weltkluger Mann, der seinen alten Vorgesetzten über manche Dinge verständigte, und dieser pflegte sich dabey einen guten Tag, ob er gleich alles unterschrieb, und allen Gerichtstagen und gerichtlichen Untersuchungen beywohnte; doch hatte er sich die Entscheidung kleiner Rechtshändel vorbehalten, und er erwarb sich in der That dadurch, daß er, wenn Gericht gehalten wurde, fast beständig zugegen war, und daß er zu seinem Vergnügen und Zeitvertreib zum öftern Akten las, eine ganz gute, für die Lage, worinn er sich gesetzt hatte, hinlängliche Kenntniß der Rechte, die man bey einem gewesenen Kutscher nicht hätte vermuthen sollen.

Der Fürst also kam gerade zu einer Zeit im Dorfe an, da der Amtmann eben einen

Bauer

Bauer vorhatte, der für einen Erzquerulanten bey der Gemeine bekannt war. Er hatte seinen Nachbar wegen einer Kleinigkeit, die er an ihm zu fordern hatte, verklagt, und wollte sich durchaus in keinen Vergleich einlassen. Der Amtmann nahm ihn in der Gerichtsstube vor; erst redete er ihm zu, er möchte sich doch mit seinem Nachbar in keine Weitläuftigkeiten einlassen, und ihm, weil er ein armer Teufel war, keine unnöthigen Gerichtskosten verursachen. Der Bauer aber war viel zu eigensinnig und hartnäckig, als daß er diesen vernünftigen und sanften Vorstellungen hätte Gehör geben sollen. Der Amtmann über dessen Tücke unwillig, ergriff die Hetzpeitsche, die er gemeiniglich, weil er oft auf die Jagd gieng, bey sich führte, und prügelte den Bauer tüchtig das Leder aus, weil er glaubte, daß, was gute Worte nicht vermochten, Schläge vielleicht ausrichten würden.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bey dieser Arbeit traf ihn der Fürst, welcher wider alles Vermuthen, weil er den Amtmann in seiner Wohnstube nicht angetroffen hatte, in die Gerichtsstube trat. Der Amtmann ließ sich durch des Fürsten Ankunft nicht stören, sondern hieb immer drauf los, bis er glaubte, dem hartnäckigen Kläger genug gegeben zu haben. Endlich machte er dem Fürsten seine demüthigste Verbeugung, der ihn also anredete: „Ey, ey, Herr Amtmann, was macht ihr da?“ Der Amtmann erwiederte mit einem ernsthaften und richterlichen Ton: „Ihro Durchlauchten, ich versuche die Güte. Hierauf erzählte er dem Fürsten den ganzen Vorgang, und schilderte ihm in seiner gewohnten treuherzigen Sprache des Beklagten drückende Armuth, und des Klägers Geiz und Hartnäckigkeit. Der Fürst befahl, den Beklagten kommen zu lassen, der sich nichts anders vorstellte, als er würde

wegen

wegen der Schuldforderung, die er nicht bezahlen konnte, ins Gefängniß wandern müssen. Als er in gebückter Stellung mit einer Miene, die zwar Furcht und Bangigkeit, aber doch ein gutes Gewissen verrieth, in der Gerichtsstube ankam, hieß ihn der Fürst gutes Muths seyn, und that den Ausspruch: daß der Kläger seiner Widerspenstigkeit und schlechten Gesinnung wegen, sein Recht an den Beklagten verlieren, und dieser ihm nichts weiter schuldig seyn sollte. Der Fürst ließ sichs gefallen, als dieser Handel geendigt war, bey seinem gewesenen Leibkutscher das Mittagsmahl einzunehmen, und kehrte, sehr zufrieden mit dessen Prozeduren und mit seiner häuslichen Einrichtung in seine Residenz zurück.

Diese Anekdote wurde von der Gesellschaft sehr belacht; das Betragen des Fürsten und seines Kutschers, der sich in den

Amtmannsdienst so gut zu finden wußte, fand vielen Beyfall. Beynahe aber hätte der Ritter Ehrenfried über diesen Anekdoten und über den Anmerkungen, die darüber gemacht wurden, die Beantwortung der Frage vergessen: wie kann man ein böses Weib am füglichsten kirre machen? Er wurde also daran erinnert, und fuhr folgendermaßen in seinem Vortrage fort.

Zehntes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen;

Welche Kur bey bösen Weibern am sichersten anschlägt.

So wahr ich Ehrenfried heisse, sprach er, und so wahr ich ein ächter, mannhaf-

hafter Ritter bin, ich wünschte, ich hätte mich diese Frage, die böse Weiberklage betreffend, zu beantworten nicht unterwunden, denn solches ist fast schwer. Indeß halte ich dafür, weil ich nun einmal versprochenermaßen meine Meinung sagen muß, daß es nur zwo Mittel giebt, um böse Weiber zu bessern. Geduld, Sanftmuth, Schmeicheley, vernünftige, glimpfliche Vorstellungen, schonende Nachgiebigkeit — sind, nach meinem Urtheil, kindische Zuckermittelchen und Pillenversüssungen, die meinem männlichen Gaumen nicht behagen wollen.

Das erste Mittel also, eine böse Frau zu ihrer Schuldigkeit zurückzuführen, ist dieses: man setze sich gleich von dem ersten Augenblick des beginnenden Ehestandes an, in den gehörigen Respekt und Standpunkt gegen sie, und gestatte ihr durchaus keinen

Eigensinn. Man mache es zum Beyspiel, wie jener Edelmann, der das reichste und böseste Weib in der ganzen umliegenden Gegend heirathete, an welches sich kein Mensch, ihres Reichthums ohngeachtet, wagen wollte, weil Madame ihrer Xantippenart und unleidlichen bösen Laune wegen überall, weit und breit, berüchtigt war.

Jedermann wunderte sich über das kühne Unternehmen dieses Edelmanns, als er die berüchtigte Frau heirathete, und viele glaubten, er thäte es aus Armuth, oder aus einer Art von Verzweiflung, weil er sich nicht anders zu helfen wüste. Aber dieser Edelmann war schlau, und hatte von seinem verstorbenen Vater, der an seiner zwoten Frau, welche dieses Edelmanns Stiefmutter war, ein solches Rabenaas zur Ehegattinn bekam, die seltene Kunst erlernt, ein böses Weib fromm, duldsam und ge-

geschmeidig zu machen. Man höre, wie er es anfieng.

Die Trauungsceremonie, welche in aller Stille, im Beyseyn zweyer erbetener Zeugen, wovon der eine adelichen, der andere bürgerlichen Standes war, hatte sich kaum geendigt, als der Edelmann seiner neuen Ehefrau, die eben in ihr Putzzimmer gehen wollte, um sich zur Hochzeittafel anzuschicken, befahl, ihm zu folgen, weil er einen Spazierritt auf ein benachbartes Dorf thun wollte, wo er etwas zu verrichten hätte. Er erhielt auf diesen seltsamen Antrag die Antwort: „sie glaubte, er müßte toll im Kopfe seyn, und sie würde nicht von der Stelle gehen.“ Hierauf gebot er, indeß ihm der Kutscher das Pferd sattelte, seinen Bedienten, sie mit Gewalt fortzuschleppen, und sich nicht an ihr Zetergeschrey, noch an ihr Fluchen und Schimpfen zu kehren.

Die Bedienten thaten, was ihnen befohlen war, und da die gottlose, böse Frau, der sonst alles im Hause weichen und nachgeben muste, sahe, daß es nicht anders war, daß man sie mit Gewalt fortschleppte, so entschloß sie sich, nachdem sie ihr Stückchen geflucht, und mit unter vor Bosheit auch geweint hatte, geduldig mitzugehen, und da that sie warlich, wie jener respondirende Dorfküster, den der Kandidat, welcher predigen sollte, durch sein Absingen in große Verlegenheit brachte, sich ausdrückete, recht und wohl daran.

Kaum war der Edelmann eine gute Viertelstunde geritten, so machte das Pferd, welches er ritt, einige Seitensprünge, und wollte seinem Reiter nicht nach seinem Sinne gehorchen. Plötzlich stieg dieser vom Pferde herunter, zog sein geladenes Pistol aus dem Halfter hervor,

und schoß das arme, unschuldige Pferd auf der Stelle todt.]

Hier erschrack die böse Frau; sie zitterte und bebte, weil sie glaubte, es könnte ihr eben so, wie dem armen Thiere, ergehen, und fieng an, in sich zu gehen. Als das Pferd todt war, befahl ihr der neue Ehemann, dem sie dergleichen Beginnen nicht zugetraut hätte, (denn als Bräutigam war er galant, wie ein Franzos, und geschmeidig wie ein Lamm) dem Pferde den Sattel abzunehmen, und ihn bis ans Dorf zu tragen. Sie gehorchte stillschweigend und ohne Widerrede. Als sie nun bey dem Dorfe, wo er Verrichtungen zu haben vorgab, ankamen, sagte er: „ich erinnere mich jetzt, daß derjenige, den ich sprechen wollte, heute in der Nachbarschaft zu Gaste ist; wir wollen also wieder umkehren, und nach Hause gehen.“ Er trabte voran,

 und

und Madam mit ihrem Sattel auf dem Rücken hinterdrein, welches mit ihrem Anzuge einen seltsamen Kontrast machte; die Bedienten folgten in einiger Entfernung, um gleich bey der Hand zu seyn, wenn es Madam etwa noch unterweges einfallen sollte, ihren tollen Kopf aufzusetzen, und sich gegen die Befehle ihres Eheherrn albern und widerspenstig zu bezeigen; es bedurfte aber ihrer Hülfe nicht, denn die neue Ehefrau wandelte ganz geruhig ihrer Straße, und stellte vermuthlich über das, was vorgegangen war, und was etwa, nach wahrscheinlichen Muthmaßungen, noch vorgehen könnte, ernstliche, auf ihre Besserung abzielende Betrachtungen an.

Sobald das neue Ehepaar zu Hause gekommen war, verfügte sich der Edelmann in sein Zimmer, und gebot seiner Gattinn, ihm zu folgen. Er warf sich in einen Lehn-

stuhl:

stuhl; sie muste ihm die Stiefeln und die Kleider ausziehen, und alles dasjenige herbeybringen, was zu seiner Bequemlichkeit, oder zu seinem Negligé erfordert wurde.

Als dies geschehen war, redete er sie also an: „Madam, so wie Sie mich heute gefunden haben, werden sie mich immer finden, wenn Sie Ihre gewohnte Lebensart und Ihren bösen Sinn nicht ändern, und dasjenige, wozu Sie sich heute haben erniedrigen müssen, werde ich Ihnen auch künftig, und vielleicht noch etwas ärgers, zu thun geben, wenn es mit Ihnen immer beym Alten bleibt. Dagegen sollen Sie an mir den besten, liebreichsten Mann haben, sobald ich das Vergnügen haben werde, an Ihnen eine gute, vernünftige Frau zu finden. Eine Gefälligkeit, die Sie mir künftig in unserm Ehestande erweisen, werde ich doppelt und dreifach vergelten, aber für eine

eine Impertinenz, welche Sie, ohne zu erröthen, gegen mich äussern, werde ich Ihnen sicher zwanzig wiedergeben, die noch gröber und empfindlicher, als die Ihrigen seyn sollen.

Die böse Frau versprach auf diese ihr gehaltene Lection Besserung, stellte, als sie auf ihr einsames Zimmer kam, über ihr bisheriges Verhalten, dessen Prüfung und Untersuchung ihr nie in den Sinn gekommen war, über die Begebenheiten des heutigen Tages, über die Reden und über die Entschlossenheit ihres Mannes vernüftige Ueberlegungen an, faßte gute Vorsätze, beschlief diese gefaßten Vorsätze, welche sie beym Erwachen sehr heilsam und vernünftig fand, und besserte sich wirklich, so, daß sie mit ihrem Ehemanne das vergnügteste Leben führte, das jemals gelebt ward. —

Wo aber das erste von mir vorgeschlagene Mittel, dessen sich nach meiner bisherigen Erzählung, der Edelmann mit dem besten Erfolg bediente, nicht fruchten will, da bleibt nichts anders, als das zweyte übrig: **Man schicke das arge, gottlose Weib, mit dem kein Auskommen mehr ist, ins Zuchthaus, und lasse die Unholdinn allda, bey schlechter Kost und harter Zucht für ihre Sünden büßen.**

Ueberhaupt scheint es mir hauptsächlich an der Erziehung zu liegen, daß wir in der Welt so viele böse Weiber haben, die ihre Männer frohes Muths unter die Erde bringen. Denn man läßt gemeiniglich der jungen Mamsell, oder dem jungen Fräulein allen Willen, unter dem Vorwande, sie sey noch unschuldig, sie verstehe es noch nicht; man schweigt zu allen ihren Unarten

still,

still, aus Furcht ihrer Gesundheit zu schaden, statt, daß man ihr den Eigensinn mit der Ruthe austreiben, und durch scharfe Zucht sie gewöhnen sollte, künftig ihren Männern gehorsam, gefällig und unterthänig zu seyn."

Hier endigte der Ritter **Ehrenfried** seinen Vortrag, und erhielt allgemeinen Beyfall. Man schmausete noch einige Tage, und vertrieb sich die Zeit mit allerley Lustbarkeiten, wobey Prinz **Siegfried** auch seine Rolle spielte, denn er gab, weil er Freyheit hatte, zu thun, was er wollte, und zu geniessen, was seiner Sinnlichkeit behagte, manchen Kurzweil an, und nöthigte den alten, ernsthaften Knasterbärten, die seinem Vater hofirten, manch holdes Lächeln ab. Als nun die Geburtstagsfeyerlichkeit geendigt war, kehrte der Ritter **Ehrenfried**, abermals beschenkt

vom Könige und seiner Gemahlinn, in seine Heimath zurück.

Prinz Siegfried wollte durchaus den Ritter Ehrenfried in seine Heimath begleiten; er ließ sich aber doch zureden, da dieser ihm vorstellte, wie er für itzt noch zu klein, und vielen Gefahren, sonderlich auf der Reise, unterworfen sey; wenn er aber, dem seinen Aeltern gegebenen Versprechen zufolge, über zwey Jahr' wieder käme, (unterdessen würde er recht groß und stark werden) alsdenn wollte er ihm ein hübsches Pferd zum Geschenk mitbringen, und ihn darauf bey seiner Zurückreise mitnehmen. Bey dieser Vorstellung und bey der Erwartung des Pferdes, welches er bekommen sollte, beruhigte sich der junge Siegfried, und der Ritter zog seine Straße.

Eilftes Kapitel.

Noch etwas von Siegfrieds Jugendgeschichte. Ritter Ehrenfried wird von seinem Fürsten in den Grafenstand erhoben, und erhält bald darauf die Stelle eines Oberkämmerers bey dem Könige Sieghard. Der junge Siegfried tritt in Gesellschaft des Ritters seine erste Reise in fremde Länder an; dieses ist aber keine Reise auf Ebentheuer, zu welchen er noch etwas zu jung war, sondern nur eine Lustreise.

Siegfried sprach nach des Ritters Ehrenfried Abreise von nichts, als von diesem edelen Ritter und von dem Pferde, welches er ihm mitzubringen versprochen hatte. Der König, der seine Ungeduld sahe, wollte, weil ihm die Zeit zu lang wurde, sein Verlangen befriedigen;

Siegfried aber verbat sich solches, und meinte, er wollte lieber so lange warten, bis der Ritter über Jahr und Tag wiederkäme, denn, weil er ein so kluger Mann wäre, der, wie er gehört hätte, auf alle Fragen antworten, und künftige Dinge vorhersagen könnte: so würde er sich auch wohl auf die Kenntniß der Thiere verstehen, und ihm ein Pferd aussuchen, welches sich für sein Alter schickte.

Dem König gefiel es wohl, daß sein Prinz so vernünftige Reden führte, und sagte: weil er sich denn bis zu des Ritters Ankunft gedulden wollte, so würde er sichs vorbehalten, ihm gelegentlich ein anderes Geschenk zu machen, wenn er sich gut aufführen würde.

Siegfried erwiederte hierauf: an der guten Aufführung sollte es nicht fehlen, man

te ihm nur seinen Willen lassen, und ihn nicht zu sehr einschränken, denn er müste sich zu seiner künftigen Bestimmung vorbereiten.

Der Ritter Ehrenfried konnte diesmal, als die stipulirte zweyjährige Frist, nach deren Ablauf er den König Sieghard zu besuchen pflegte, zu Ende gieng, sein gegebenes Wort nicht halten, sondern muste die Reise nach Utopien, welche ihm viel Vergnügen und Zeitvertreib gewährte, noch eine Zeitlang aussetzen. Denn es hatte ein fremder Fürst, der aus fernen und unbekannten Ländern, wie ein Ungewitter, welches sich in schwülen Sommertagen plötzlich am Horizont zusammenzieht, und den Spaziergängern plötzlich ihre Lust verdirbt, daher kam, sein Vaterland mit Krieg überzogen. Ehrenfried bekam, weil er seiner Tapferkeit wegen bekannt war, das Komman-

mando über einen ansehnlichen Theil der jungen, in Waffen geübten Mannschaft, welche sein Fürst, ein stiller, friedliebender Herr, wie der König Sieghard, dem feindlichen Heer entgegenstellte. Es war ein hartnäckiger Krieg, ob er gleich noch nicht zwey Jahre gedauert hatte, denn es mischten sich von beyden Theilen andere Völker drein, welche, wie es zu geschehen pflegt, ihre Vortheile dabey suchten. Endlich aber siegten des friedliebenden und am Kriege ganz unschuldigen Fürsten Waffen; Ehrenfried trug durch seine kluge Aufführung, durch seine Kriegslist, und durch den Muth, welchen er seinen Soldaten zu rechter Zeit einzuflößen wuste, am meisten zur Wiederherstellung des Friedens bey, und wurde zur Belohnung in den Grafenstand erhoben.

Unterdessen hatte sich der König Sieg-hard nebst seiner Gemahlinn allerley Gedanken und Sorgen darüber gemacht, woher es doch kommen möchte, daß der Ritter Ehrenfried so lange ausblieb, und daß er sich nicht zu der versprochenen Zeit an seinem Hoflager eingefunden hätte. In dieser Besorgniß, ob ihn etwa gar bey seinen kühnen und mannhaften Unternehmungen ein Unfall zugestoßen, und er gar ums Leben gekommen seyn möchte, sandte er einen Eilboten in Ehrenfrieds Vaterstadt zu seinen Anverwandten, der sich nach allem genau erkundigen sollte. Dieser kam bald mit der Botschaft und frölichen Nachricht zurück, daß der edle Ritter sein Vaterland bisher wider einen mächtigen Feind männlich vertheidigt, und dem Kriege ein Ende gemacht habe, daß er auch dafür in den Grafenstand von seinem Fürsten erhoben sey,

und er würde sich nun bald, nach wiedererlangter Ruhe und Sicherheit, an dem königlichen Hoflager einfinden.

Ueber diese Nachricht hatte der König und seine Gemahlinn große Freude, und beyde sahen des Ritters und nunmehrigen Grafen Ankunft erwartungsvoll entgegen. Auch der junge Siegfried, der nun bald acht Jahr alt war, erinnerte sich, als ihm diese Nachricht, die der ausgesandte Eilbote mitgebracht hatte, an sein ihm versprochenes Pferd, und sprang vor freudiger Sehnsucht und Begeisterung in die Höhe, daß er nun bald darauf reiten würde.

Endlich kam der neue Graf Ehrhard von Ehrenfried angeritten, und brachte dem jungen Prinzen ein schönes Reitpferdchen mit, welches bereits zugeritten war. Siegfried war über dieses Geschenk unge-

froh, und wuste nicht, wie er's dem Grafen verdanken sollte. Er wagte sogleich einen Ritt, wobey er sich sehr gut zu benehmen wuste, als ob er des Dinges schon gewohnt wäre, und, wenn ihn gleich das Pferd ein paarmal herunterwarf, so raffte er sich geschwind wieder zusammen, und achtete des kleinen Purzelbaums nicht.

Der König hatte an den neuen Grafen wegen seiner langen Abwesenheit und wegen seiner letzten ruhmvollen Thaten, wodurch er der Erretter seines Vaterlands geworden war, hunderterley Fragen zu thun, die er ihm sämtlich nach seinem Wunsch beantwortete. Es wurden dem willkommnen Gast zu Ehren, den man so lange nicht gesehen und genossen hatte, verschiedene Feste und Lustbarkeiten angestellt, und Prinz Siegfried, der nach seiner Art und nach seinem zunehmenden Alter auch schon ein Wört-

chen mitreden konnte, nahm an diesen feyerlichen Ergötzlichkeiten Theil. Er hatte um so mehr ein Recht zu solcher Theilnehmung, weil sein Geburtstag, ein feyerlicher, wichtiger Tag für ihn — für sein königliches Aelternpaar — für's ganze Land (dem er aber in der Folge wenig oder gar nicht nützte) zugleich mit gefeyert und begangen wurde.

Diese festliche Freude wäre aber bald in Trauer verwandelt worden. Siegfried hatte es den Bauerjungen abgesehen, daß sie sich öfters im nahe gelegenen Fluß in Gesellschaft, badeten, daß sie im Wasser schäckerten, Sprünge machten, sich einander verfolgten, mit dem feuchten Element besprengten, und mancherley Muthwillen trieben. Er wagte sich also auch an einem sehr heißen Sommertage, da die von seinem Vater geladenen Gäste aus der Nähe und

Ferne in der königlichen Burg noch beysammen waren, und sich auf verschiedene Art, theils durch Spielen und Voltigiren, theils durch Trinken und Spazierengehen, die Zeit vertrieben, ins Wasser, um sich abzukühlen, und zu versuchen, wie diese Wassermotion ihm bekommen würde.

Ohne Schwimmen gelernt zu haben, versuchte er es, zu schwimmen, und, siehe da! es gelang ihm. Weil ihm nun diese bisher ungewohnte Lust und Zeitverkürzung gefiel, so hielt er sich etwas zu lange im Wasser auf. Das Schwimmen machte ihn müde, und er gerieth von ohngefähr an einen schlüpfrigen, etwas unsichern Ort (denn er war überhaupt der Gegend nicht kundig) wo ein Stück Erde plötzlich unter ihm wegschoß, so, daß er in Gefahr war, zu ersaufen, und über dieser Lust sein Leben einzubüßen.

Von

Von ohngefähr und zu seinem Glück kam ein Bauer, der in dem nämlichen Fluß in einiger Entfernung badete, herbeygeschwommen; dieser, da er den Prinzen erkannte, und die Gefahr sahe, in der er sich befand, ergriff ihn eiligst beym Schopf, zog ihn aus dem Wasser heraus, und rettete ihm das Leben.

Die Nachricht von diesem dem Prinzen wiederfahrnen Unfall und von der Gefahr, in die er sich so muthwillig und trotziglich begeben hatte, erscholl bald vor den Ohren des Königs, der Königinn und derer, die um sie waren. Der König und seine Gemahlinn waren vor Schreck ausser sich. Man wollte den jungen Herrn wegen seiner abermaligen Verwegenheit, die ihn hätte das Leben kosten können, von aller ferneren Theilnehmung an den bey Hofe vorfallenden Lustbarkeiten ausschliessen; man

wollte ihn auf einige Tage bey Brod und Wasser einsperren, und was der ihm zugedachten Züchtigungen mehr war; — aber der Graf Ehrenfried; der die Sache von einer ganz andern Seite betrachtete, ward sein Fürsprecher, und sagte zum Könige: „er möchte den Prinzen nur gehen lassen; alles dies gehöre mit zu den Vorbereitungen zu seiner künftigen Bestimmung; die Natur zeige jetzt schon, was sie einst aus ihm machen wollte; er dürfe schon itzt keine Gefahr scheuen, und sein günstiges Geschick, oder vielmehr der ihn auf allen Wegen und Stegen unsichtbar begleitende Schutzengel *) wür-

*) Die Herren Theologen zanken sich darüber, ob es Schutzengel gebe? und die mehresten unter ihnen, wenigstens unter den neueren, verneinen es. Mich dünket: es giebt welche, sonderlich Schutzgeister, gute Dämonen und unsichtbare Aufseher für die Kinder,

würde ihn schon dafür bewahren, daß er nicht eher, als bis sein in dem Buch der Schicksale bestimmtes Ziel gekommen wäre, in irgend einer ihm drohenden Gefahr umkäme.

Ausserdem rieth der Graf Ehrenfried dem Könige: er möchte, wenn der junge Siegfried noch einige Jahre älter wäre,

und

der, man verstehe und erkläre sich auch das Ding wie man wolle. — Wenigstens bleibt die Vorstellung von sogenannten Schutzengeln, die auf Gottes Geheiß dem Menschen zur Warnung und Beschirmung dienen, allemal eine erbauliche, viel Gutes wirkende Vorstellung für den gemeinen Mann, und ich sehe nicht, was damit ausgerichtet, oder gewonnen wird, wenn man diese fruchtbare Idee, welche doch die Bibel begünstigt, und die zum wenigsten nichts widersprechendes enthält, wegphilosophirt.

und es ihm einfiele, das väterliche Haus zu verlassen, um in die Fremde zu gehen, und sich daselbst etwas zu versuchen, doch ja sich sothanen Beginnen nicht widersetzen, sondern ihm seinen Willen lassen, und sich dabey versichert halten, er werde, als ein Glückskind, welches die Natur bildet und leitet, großen Ruhm erwerben, und seiner Abstammung Ehre machen.

Diesen Rath, der nicht allein vernünftig, sondern auch auf Erfahrung und Kenntniß des Zukünftigen gegründet war, lies sich der König gefallen, und weil er an dem Ritter und Grafen Ehrenfried überhaupt einen so geschickten, treuherzigen, beredten und einsichtsvollen Mann fand, der ohne Absicht und Eigennutz auf das Beste seines königlichen Hauses bedacht war, so sann er darauf, und machte allerley Entwürfe, wie

er ihn an seinen Hof ziehen und bey sich behalten möchte.

Gerade um diese Zeit, als der König mit solchen Gedanken zu Ehrenfrieds Vortheil beschäftigt war, starb sein oberster Kämmerer, der zur Kriegszeit zugleich als erster Befehlshaber die Residenz bewachen, und wider feindliche Angriffe vertheidigen muste, ein Mann von achtzig Jahren. Diesen erledigten Posten, den ansehnlichsten und einträglichsten im Lande, mit welchem auf den Fall, wenn der regierende Herr keine männliche Erben hatte, (denn die Landesgesetze schlossen das weibliche Geschlecht von der Regierung aus, wie Paulus solches, guter Ursachen wegen, vom Predigtamt ausschließt) die Thronfolge verbunden war, trug der König Sieghard, ohne auf die Menge und Namen derer, die sich dazu meldeten, zu achten, dem Grafen

Ehrenfried mit umständlicher Zergliederung seiner guten Absichten und seiner gegen ihn tragenden Gewogenheit an. Ehrenfried, dem dieser Antrag ganz unerwartet kam, dachte nur einen Augenblick nach, faßte aber gleich, ohne vieles und langes Bedenken, seinen Entschluß, und antwortete dem Könige: „Was mir Ew. Majestät so ganz wider mein Denken und Vermuthen, mit so vieler Gnade und Großmuth anbieten, das nehme ich gern und willig, mit der unterthänigsten und lebhaftesten Dankbarkeit, jedoch mit der Bedingung an, daß mir Ew. Majestät vergönnen, ehe ich diesen wichtigen Posten antrete, in meine Heimath zurückzureisen, und mich bey meinem Fürsten und bey denen, die etwa von meiner Familie noch am Leben sind, zu beurlauben. Der König ertheilte ihm diese Erlaubniß ohne Anstand und Weigerung, und Ehrenfried machte sogleich Anstalt zu seiner Ab-

rei-

reise, damit er desto eher wiederkommen möchte.

Ehrenfried hatte sein dem jungen Prinzen gegebenes Versprechen, daß er ihn bey der Heimreise mitnehmen wollte, vergessen; dieser aber erinnerte ihn daran, und wollte durchaus nicht von seinem Vorhaben abstehen.

Der König nebst seiner Gemahlinn wollten anfänglich nicht in die Reise des Prinzen willigen, weil sie seinetwegen besorgt und seiner Gegenwart gewohnt waren; doch liessen sie sichs endlich gefallen, als der Graf Ehrenfried sie versicherte, er sollte keinen Schaden nehmen, und er wollte ihn gesund und wohlbehalten wieder heim bringen. Sie reiseten also glücklich ab, und kamen, ohne daß ihnen auf dem Wege etwas widriges begegnet wäre, sicher an Ort und

Stelle.

Stelle. Dieses war nun des jungen Siegfried erste Auswanderung, wobey er viel zu sehen und zu hören bekam. Er fragte den Graf Ehrenfried, seinen Begleiter, unaufhörlich über dieses und jenes, was ihm war, und dieser, der sich über des Prinzen Aufmerksamkeit auf alle vorkommende Gegenstände freute, hatte Mühe, alle seine neugierigen Fragen zu beantworten.

Ehrenfried kam nach einer vierzehntägigen Reise (er muste sich diesmal länger als sonst, des jungen Siegfrieds wegen unterweges aufhalten) mit dem Prinzen, der über die Veränderung, welche ihm der Graf durch diese Reise machte, vor Freuden ausser sich war, glücklich in seiner Geburtsstadt an, und sein erstes Geschäft, nachdem er sich ein wenig ausgeruht hatte, war, daß er seinem Fürsten aufwartete, um ihm seine

Versor-

Versorgung an des König Sieghards Hofe zu melden, und sich bey ihm zu beurlauben.

Der Fürst war unpäßlich; er wurde aber dennoch vorgelassen, und von demselben sehr gnädig empfangen. Ehrenfried eröfnete dem Fürsten, daß ihm der König Sieghard den vornehmsten und einträglichsten Posten in seinem Lande, nämlich die Stelle eines Oberkämmerers und Kommendanten der Residenz, angetragen, und daß er solche auch unter der Bedingung angenommen hätte, wenn er von seinem gnädigsten Landesherrn, dem er viel Verbindlichkeit schuldig wäre, die Erlaubniß dazu erhalten würde.

Der Fürst ertheilte auf diesen Vortrag zur Antwort: „daß, ob er ihn gleich ungern verlöhre, maßen er sich immer als ein

 bra-

braver, tapferer Ritter gehalten, und ihm und seinen Unterthanen, sonderlich in dem letzten Kriege, viel nützliche Dienste geleistet hätte, er ihm doch an seinem Glück nicht hinderlich seyn wolle, und ihm die nachgesuchte Erlaubniß hiezu gern ertheile." Hierauf empfahl sich Graf Ehrenfried des Fürsten gnädigen Andenken, und dankte ihm für alle bisherigen Erweisungen seiner Huld und Gnade. Der Fürst entließ ihn mit den besten Wünschen für das Gelingen seiner künftigen Unternehmungen und für die Erhaltung seiner Gesundheit; er rief ihm noch, da er schon weggieng, nach: „Lebet wohl, edler Graf und Ritter, und vergesset euer Vaterland, vergesset auch euren kränkelnden Fürsten nicht."

Ehrenfried hatte keine Aeltern mehr, sondern nur einige weitläuftige Anverwandten, auf die er nicht viel gab, weil ihre Gesin-

Gesinnungen nicht, wie die seinigen, bieder und edelmüthig waren. Von diesen nahm er in aller Kürze Abschied, brachte seine Sachen in Ordnung, gab einigen guten Freunden, die ihm lieber, als seine Anverwandten waren, einen Valetschmaus, und reisete nach einem vierzehntägigen Aufenthalt an seinem Geburtsorte, der von der Residenz des Königs Sieghard über hundert Meilen entfernt war, nach Utopien und nach dem Orte seiner Bestimmung in Gesellschaft des Prinzen Siegfried zurück, der sich in dieser ihm neuen und unbekannten Gegend recht lustig gemacht, und Vater und Mutter drüber vergessen hatte.

Graf Ehrenfried kam also nach einer Abwesenheit von zwey Monathen an des König Sieghards Hoflager an, und erregte insonderheit dadurch, daß er den Prinzen ganz frisch und unbeschädigt wieder zurück-

brachte, große Freude. Während Ehrenfrieds Abwesenheit hatte der König die in seiner Person getroffene Wahl zum Oberkämmerer vor jedermann, selbst vor seiner Gemahlinn, geheim gehalten, und denen, die sich dazu meldeten, zur Antwort gegeben; die Stelle sey schon mit einem tüchtigen Manne wiederum besetzt, der zur gehörigen Zeit seinen Posten antreten würde.

Da zerbrachen sich nun die politischen Kannengiesser unter den Hofschranzen adelichen und bürgerlichen Standes die Köpfe drüber, wer wohl dieser erwählte Glückliche seyn möchte, mit dessen Wahl der König so geheimnißvoll thäte.

Die ältesten unter des Königs geheimen Räthen, wovon ein jeder wegen seiner vieljährigen Dienste, ein Recht zu dieser Stelle zu haben vermeinte, fiengen an zu

mur-

murren, weil sie muthmaßten, der König würde sie vorbeygegangen seyn, und einen alten Kriegsknecht aus der Provinz, oder gar einen Fremden erwählt haben.

Endlich wurde von dem Könige, dem die verschiedenen Urtheile seiner Räthe und Bedienten über sein dermaliges Verfahren, und selbst ihr Murren, welches ihm zu Ohren gekommen war, zum Vergnügen gereichten, ein Tag bestimmt, an welchem das ganze Geheimerathskollegium zusammenberufen, und Ehrenfried demselben als der neue Oberkämmerer vorgestellet ward.

Neid und Verwunderung über dieses unerwartete Phänomen war beynahe auf allen Gesichtern der anwesenden Räthe und Hofleute ausgedrückt; aber es half nichts, sie musten sich drein schicken, und dem neu-

en Oberkämmerer, so ungern sie auch dran giengen, mit aller erforderlichen Bescheidenheit und Submißion in des Königs Gegenwart, der ihre Unzufriedenheit gar wohl bemerkte, das Glückwünschungskompliment abstatten, wovon ihr Herz freylich sehr weit entfernt war.

Zwölftes Kapitel.

Siegfried will sich von seinen Aeltern und Befreunden, die in ihm eine Stütze des Throns zu sehen glaubten, nicht länger aufhalten lassen, er geht in die Fremde und auf die Wanderschaft, gleich einem Handwerkspurschen. Es stoßen ihm auch bald anfangs verschiedene Ebentheuer auf.

Der neue Oberkämmerer Ehrenfried verwaltete, obgleich von vielen seines Glücks wegen gehaßt und beneidet, seinen neuen Posten, der ihn zugleich zum Aufseher über des Königs Schatzkammer machte, mit vieler Genauigkeit, und der Hof war mit ihm vollkommen zufrieden. Er war den Höflingen insonderheit deswegen verhaßt, weil er die Schmeichler nicht leiden konnte, sondern sie, so viel es sich thun

ließ, von Hofe entfernte, weil er kein Unrecht, keine Unterdrückung der armen Unterthanen duldete, und weil er ein unbestechlicher Freund und Verfechter der Wahrheit war.

Es nahmen auch seinetwegen verschiedene von des Königs Räthen ihren Abschied, und begaben sich in andrer Herren Dienste. Daraus aber machte sich der König nichts. Es fanden sich immer wieder andere geschickte und einsichtsvolle Leute, welche die leer gewordenen Stellen einnahmen, und die Abgegangenen hatten größtentheils Ursache, ihren Eigensinn und ihre vorgenommene Veränderung zu bereuen. Denn der König Sieghard war ein sehr guter, herablassender Herr, der mit seinen Unterthanen und mit seinen Bedienten, wie ein Vater mit seinen Kindern, umgieng.

Unterdessen hatte der junge Siegfried, der mit dem neuen Oberkämmerer, sobald es dessen Geschäfte erlaubten, fleißig ausritt und auf die Jagd gieng, an Jahren und Leibesstärke dergestalt zugenommen, daß es der stammhafteste Bauerjunge (welche Art von Geschöpfen größtentheils seine Gespielen waren) nicht leicht wagte, ihn wider sich aufzubringen, oder sich thätlich mit ihm einzulassen. Oft beobachtete ihn auch der Oberkämmerer, der ihm gleichsam statt eines Hofmeisters diente, nur von weiten, um ihn gänzlich seinem freyen Naturtriebe zu überlassen, und zu sehen, was daraus werden würde.

Der König Sieghard hatte zum öftern wegen seines Sohnes bange Ahndungen, denn er zweifelte, ob er ihn auch zum Thronerben bekommen würde, und stellte sich vor, wenn er erst einmal in die große

Welt gienge, so würde er Aeltern, Vaterland und alles vergessen, und niemals nach Utopien zurückkehren.

Der Oberkämmerer, dem der König seine nicht ganz ungegründeten Besorgnisse mittheilte, suchte ihm diese Grillen zu benehmen, und gab ihm unter andern zu bedenken, daß die Verfügungen des Schicksals einmal nicht zu ändern wären, und daß, wenn er gleich nicht sein Thronfolger werden sollte, solches nichts verschlüge, weil es ihm gelingen könnte, und wahrscheinlich gelingen würde, sich durch seine tapferen und kühnen Thaten und durch eine daraus erfolgende glückliche Heirath eine andere Königskrone zu erwerben.

Siegfried hatte nun sein dreyzehntes Jahr zurückgelegt; man sahe ihn aber wegen seiner Länge und Leibesstärke für einen

zwanzigjährigen Jüngling an. Der Gedanke der Auswanderung und des Ausgehens auf Ebentheuer war ihm schon öfter durch die Seele gefahren, aber sein Freund und Rathgeber, der Oberkämmerer, hatte ihn bis jetzt unter dem Vorwande, er sey noch zu jung, davon zurückgehalten.

Nun konnte er aber vor Begierde, sich in der Welt etwas zu versuchen, und auf seine eigene Hand, ohne jemandes Hülfe und Unterstützung nöthig zu haben, nicht länger ausdauern; alles wurde ihm in der königlichen Burg zu enge; er fand an keiner Sache, die ihm dort begegnete, oder zu seiner Gemüthsergötzlichkeit angestellt wurde, Vergnügen mehr.

An einem Morgen stand er, nachdem er seiner Entwürfe wegen eine unruhige Nacht gehabt hatte, sehr früh auf, und sobald

bald er merkete, daß sein Vater zu sprechen wäre, ließ er sich bey ihm melden, weil er ihm eine Sache von Wichtigkeit vorzutragen hätte.

Der König ließ ihn hereinkommen, und fragte ihn mit väterlich freundlicher Stimme: „Mein Sohn! was ist dein Begehr?“ Siegfried antwortete: „gnädigster Vater, daß ich in die Fremde reisen und mir etwas versuchen möge, denn hier ist wahrlich meines Bleibens nicht, und ich verspüre bey mir einen großen Trieb, fremde Länder zu sehen, und mich, wenn ich nun größer und älter werde, durch ritterliche Thaten und Kämpfe berühmt zu machen.“

Der König erklärte sich hierauf gegen den Prinzen: er wolle, weil er nicht gewohnt sey, in Sachen dieser Art etwas blos für seinen Kopf zu beschliessen, mit seiner

Gemah-

Gemahlinn und mit seinem Oberkämmerer Ehrenfried darüber Raths pflegen, und in der morgenden Frühstunde sollte er seine Entschlüssung vernehmen.

Die Königinn, Siegfrieds Mutter, wollte nicht gern in die Abreise ihres lieben Sohnes, wenn sie ihn gleich, seiner kühnen und burlesken Streiche wegen, oft den Ungerathenen nannte, willigen; sie muste sich aber doch endlich drein ergeben, weil es des Oberkämmerers ernstlicher Rath und des Königs Wille war, daß er seinem Genie folgen, und sich unter fremden Leuten etwas versuchen sollte.

Am folgenden Morgen erhielt Siegfried, der sich schier auf eine abschlägige Antwort gefaßt machte, von dem Könige, seinem Vater, die Erlaubniß, zu wandern, und in die große Welt zu reisen, wobey

bey er es ihm anheimstellte, ob er diese Reise zu Pferde oder zu Fuße unternehmen wollte.

Siegfried erwählte vor der Hand das letztere, und ließ sein wohlberittenes Pferd in der sichern und guten Verwahrung des Oberkämmerers, der es ihm verehrt hatte, zurück.

Es scheint fast nöthig zu seyn, daß wir, ehe wir unsern Helden in die große, weite Welt reisen, und ihn, in Kraft seiner Bestimmung und des innern Zuges, der ihn seiner Bestimmung nähert, hier ein Ebentheuer, dort ein Ebentheuer bestehen, und überall seine Schanz *) wohl wahrnehmen

lassen,

*) Schanz ist ein altes, deutsches Wort, und heißt eigentlich so viel, als Gefahr. Seiner

lassen, unsern Lesern von seiner bisherigen Erziehungsart einige Rechenschaft geben.

Man wird sich aus dem vorhergehenden erinnern, daß der Graf Ehrenfried bey dem Besuch, den er nach der Geburt des Prinzen Siegfrieds bey dem Könige Sieghard ablegte, diesem den Rath gab, er möchte dem neugebohrnen Prinzen, wenn er zu den schulfähigen Jahren käme, keinen Hofmeister, keinen Informator halten, sondern ihn blos der Zucht und Leitung der Mutter Natur überlassen, weil er nicht zu einem Weichling, nicht zu einem galanten Herrn, sondern zu einem mannhaften und tapfern

ner Schanz wahrnehmen, heißt: auf seiner Huth seyn. Daher braucht man noch jetzt die Redensart: etwas in die Schanze schlagen, etwas der Gefahr, verloren zu gehen, Preis geben.

tapfern Ritter bestimmt wäre, dem, wenn er auf Ebentheuer ausgienge, oder wider einen Feind zu fechten hätte, sein offener Kopf und sein Kriegsglück forthelfen müste.

Diese natürliche Erziehungsart, ob sie gleich nicht allgemein zu empfehlen ist, ist doch nicht ohne Beyspiel. Denn wir haben in neueren Zeiten große Kriegshelden gesehen, die ohne allen Unterricht, sich selbst und ihrem Genie, überlassen, wie die Pilze, aufgewachsen sind. Der König Sieghard, der des Ritters Meinung, so wenig sie ihm anfänglich gefallen wollte, für gut und untrüglich hielt, folgte seinem Rath, und ließ den jungen Siegfried ohne allen Unterricht aufwachsen; Siegfrieds Mutter aber, der dieses rohe Wesen durchaus nicht in den Kopf wollte, lies ihn heimlich im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten, und brachte ihm selbst, weil es ihr

nicht

nicht an Verstand, Einsicht und Belesenheit fehlte, manche gute Grundsätze bey, so daß er eines Informators allenfalls entbehren konnte. Vieles errieth und lernte der junge Siegfried von selbst. —

Beym Abschiednehmen von der Königinn giengs nun von ihrer Seite, wie man leicht denken kann, ohne Thränen nicht ab. Siegfried aber war, als ihm die königliche Mutter den letzten Kuß auf den Mund drückte, und ihm zugleich einen guten Zehrpfennig, immer weinend, zusteckte, standhaft, wie ein Held; er vergoß keine Thräne, und expedirte sich überhaupt bey dem Abschiede von seinen Aeltern so kurz, als möglich.

Der König Sieghard war auch nicht wenig gerührt, als er seinen Sohn mit einer kurzen, aber nachdrucksvollen väterli-

chen Ermahnung von sich ließ. Der Oberkämmerer, von dem er sich's ausgebeten hatte, daß er ihn auf seinem Zimmer letzen möchte, gab ihm auch noch einige gute Lehren mit auf den Weg, und trank ihm einen Römer voll alten Rheinwein auf glückliches Gelingen aller Unternehmungen zu.

Es war früh zwischen neun und zehn Uhr, und ein sehr angenehmer Sommertag, als Siegfried, von einer ganzen Schaar Bauern, Bäuerinnen und Bauerjungen umringt, die ihm seine Kinderjahre hatten vertändeln helfen, und ihm auf eine Meile Weges das Geleite gaben, seine Wanderschaft antrat. Den guten Leuten standen die hellen Thränen in den Augen, als er ihnen, da es nun ans Scheiden gieng, ein: Lebt wohl, Kinder, und behaltet mich lieb, entgegen rief. Sie sahen ihm so lange nach, als sie konnten, bis er endlich vor ihren

ren Augen verschwand. Er hatte, gleich einem Handwerkspurschen, der, um einst das Meisterrecht und die Zunftfähigkeit zu erhalten, in die Fremde geht, ein mit den nöthigsten Bedürfnissen angefülltes Felleisen auf dem Rücken, und einen tüchtigen Dornknüppel in der Hand, mit welchem er, ohne sich zu überlaufen, ganz gemächlich forttrabte. Unterweges gieng er keine Schenke, keinen Gasthof vorbey, wo er nicht einkehrte, und sich durch das, was für baares Geld zu haben war, erquickte. Ueberall, wo er hinkam, gab er sich für einen reisenden Handwerkspurschen aus, der Arbeit suche, obgleich, wenn man ihn recht ins Auge faßte, und mit Gemächlichkeit, es sey bey dem Lichte der Sonne, oder der Lampe, beantlitzte, der Königssohn aus seiner edlen, heroischen Miene und aus seinem blauen Augenpaar mächtig hervorschimmerte, als welches ihm auch hin und wieder

viel unnütze Fragen neugieriger Forscher zuwege brachte.

Dreyzehntes Kapitel.

Fortsetzung des vorigen.

Siegfried verirrt sich in einem großen Wald, und, da er sich endlich heraus findet, stößt er auf ein Dorf, wo er, weil er nicht viel mehr zu zehren hat, bey einen Schmidt in Arbeit geht.

Am ersten Tage seiner Auswanderung hatte Siegfried beynahe sieben Meilen zurückgelegt, als er ziemlich ermüdet, und von dem Strahl der Sonne verbrannt, in einem kleinen Städtchen ankam, dessen

I. T. p. 148.

Einwohner und Rathsherrn verschiedener Thorheiten und lächerlichen Streiche wegen, welche sie begangen hatten, verschrieen waren, wovon diejenigen, die an dergleichen Lesereyen Vergnügen finden, in den sogenannten **Vademekums für lustige Leute** viel Aufgezeichnetes finden und ihren Appetit stillen können.

Die Sonne war schon ins Meer gesunken, das Horn- und Schaafvieh war schon eingetrieben, und die Hirtenweiber hatten bereits, nach hergebrachter Weise, zum Empfang ihrer Männer ihren Schmuck angelegt, als **Siegfried** in dem verschrieenen Städtchen ankam, und in den ersten Gasthof, der ihm aufstieß, einkehrete.

Er legte sein Felleisen ab, forderte einen Krug Bier, und fragte zugleich den Wirth, der ein langer, vierschrötiger Kerl

war, ob er für die Nacht Herberge bekommen könnte. Der Wirth antwortete: das könne er ihm nicht so geradezu versprechen; es wäre jetzt sehr scharf bey ihnen, denn es hätten seit kurzem viel Spitzbuben und allerley Lumpengesindel ihr Städtchen heimgesucht, und viel Betrügereyen verübt; daher wäre von ihrer wohlweisen Obrigkeit die heilsame Verfügung getroffen worden, daß jeder ankommende Fremde, er komme zu Pferde, oder zu Fuß, er sey Fürst oder Bauer, von dem regierenden Bürgermeister und von ihrem Oberprediger zuvor examinirt werden müste, ehe ein Wirth es wagen dürfte, ihm Herberge oder Nachtquartier zu geben: da es aber nun schon spät, und die Zeit zum Audienzgeben bey diesen vornehmen Herren verflossen sey, so zweifle er, daß er vorkommen möchte, doch könne er einen Versuch wagen, und zuerst den regierenden Bürgermeister, der ein Edelmann wäre, und al-

so Ihro Excellenz getitulirt würde, begrüssen. Siegfried leerte seinen Krug geschwind aus, erkundigte sich nach des Konsuls Wohnung, und gieng hin.

Zum Glück für unsern Siegfried, der sonst leicht sein Nachtquartier auf der Strasse nehmen müssen, war der Oberprediger bey dem regierenden Bürgermeister zu Gaste; dieses erfuhr Siegfried von des Bürgermeisters Leuten, und kam auf den Einfall, wenn er vorgelassen würde, sich für einen Predigerssohn auszugeben, um desto leichter mit seinem Anbringen Gehör zu finden.

Der Bürgermeister befahl, als er des Fremden Anbringen von seinem Bedienten erfuhr, und vernahm, daß es ein hübscher, wohlgekleideter, junger Mensch wäre, man sollte ihn hereinkommen lassen.

Die Dünste des Rebensafts hatten sich, weil die Abendmahlzeit allmählig zu Ende gieng, der Köpfe des Herrn Bürgermeisters und des Hohenpriesters bemeistert, und dies machte beyde aufgeräumt, wohlgemuth und zur Dienstfertigkeit geneigt. Siegfried kam daher zur glücklichen Stunde; er hätte nicht gelegener kommen können.

„Meine hochgebietenden Herren, sagte er, als er in die Stube trat, und sich vor dem Bürgermeister und vor dem denselben gegenüber sitzenden Geistlichen verneigte, entschuldigen sie meine Freyheit; ich befinde mich in großer Verlegenheit, und Ihre Güte vermag allein, mich davon zu befreyen.“ „Wie so? wie so? mein Freund! fragte ihn der Bürgermeister, fehlt es ihm etwa an Gelde?“ „Das eben nicht, erwiederte Siegfried, aber der Wirth, bey dem ich eingekehrt bin, versagt mir unter

dem Vorwande eine Nachtherberge, weil so viel Spitzbuben hieher kämen; ich müste mich erst, sagte er, von Ew. Excellenz und von dem Herrn Pastor examiniren lassen.“ der Tittel Excellenz fuhr dem Bürgermeister gewaltiglich durchs Gehirn; er befahl sogleich (denn was kann ein schmeichelhaftes Wort, zu rechter Zeit angebracht, nicht für Wirkung thun?) seinem Bedienen, dem Fremden zu essen und zu trinken zu geben, sich hierauf zum Wirth zu verfügen, und ihm in seinem Namen anzubefehlen, er möchte dem fremden Handwerkspurschen für seine Rechnung ein gutes, bequemes Nachtquartier geben, und ein hübsches, reinliches Bette für ihn bereit halten, um zehn Uhr würde er sich einstellen.

Der Bürgermeister erniedrigte sich so weit, daß er unserm Siegfried von seiner Tafel in höchsteigener Person ein paar Glä-

ser Wein einschenkte, und sich mit ihm über seine Herkunft, über sein Alter, über den Ort, wo er hingedächte, in ein vertrauliches Gespräch einließ. Er kündigte sich beschlossenermaßen als eines Predigers Sohn aus Utopien an; sein Vater sagte er, habe Leberecht geheissen, und wäre bereits vor einigen Jahren gestorben; er, als sein einziger Sohn, der zum Studiren weder Geld, noch Lust, noch Geduld hätte, wolle sich jetzt in der Welt etwas versuchen, und vor der Hand, um seiner Mutter nicht zur Last zu fallen, ein ehrlich Handwerk erlernen. Dieser Vorsatz gefiel dem Bürgermeister überaus wohl, und er billigte sein Unternehmen.

Als der Hohepriester, welcher Taubenfuß hieß, den Namen Leberecht hörte, sagte er: das müsse nothwendig sein Verwandter gewesen seyn, denn sein seliger

Großvater von der Mutterseite, habe Leberecht geheissen, und sey ein ehrlicher Schneider gewesen; es gäbe überhaupt viele Leberechts, welche diesen Namen bald als Vor- bald als Zunamen führten, in seiner Familie.

„Das ist nicht anders, sagte der Bürgermeister, indem er mit dem Oberprediger zusammenstieß, und ein volles Glas leerte, der junge Mensch ist ein Vetter von Ihnen.“ Dies gesagt, muste Siegfried auf des Bürgermeisters Geheiß, zur Bestätigung der neuen Vetterschaft, und auf das Wohl der ganzen werthen Taubenfusischen und Leberechtischen Familie noch einige Gläser Wein trinken, die er ihm aus besonderer Gefälligkeit, immer selbst einschenkte, und die ihm auf die gehabte Motion recht wohl bekamen.

Der

Der Oberpfarrer lud den neuen Vetter, weil sein Nachtquartier bereits bestellt, und er bey dem unfreundlichen Wirth, nachdem der Bürgermeister befehlen, und, daß keine Gefahr vorhanden sey, versichern lassen, gut aufgehoben war, auf den folgenden Morgen bey sich zum Frühstück ein, welches Siegfried mit höflichem Dank annahm; als die Glocke zehn schlug, beurlaubte er sich, und verfügte sich, ziemlich vergnügt und berauscht, in seine Schlafstelle.

Als er früh aufgestanden und mit seinem Morgenseegen fertig war, erkundigte er sich bey dem Wirth, wie viel er ihm schuldig sey; dieser antwortete, es sey schon alles bezahlt, er könne in Gottes Namen weiter wandern, und er wünsche ihm eine glückliche Reise. Er begab sich hierauf gegen sieben Uhr zu dem Oberpfarrer und nahm bey demselben die Chokolate ein. Die neue

Frau

Frau Muhme, dem die Gesichtsbildung des jungen Menschen gefiel, regalirte den neuen Vetter mit einem guten Stück Kirschkuchen, und sackete ihm verschiedene Eßwaaren ein, woran er genug zu tragen und zu schleppen hatte. Man lud ihn auch zur Mittagsmahlzeit ein, er wollte sich aber nicht halten lassen, sondern setzte um neun Uhr seine Reise fort.

Ohngefähr eine Meile von dem kleinen Städtchen, wo er Nachts geherbergt hatte, lag ein großer Wald, wo er eben nicht durch muste; er erwählte aber diesen Weg mit Fleiß, der Kühlung wegen, um den Strahlen der Sonne zu entgehen. Wenn man den rechten Weg traf, so brauchte man sechs Stunden, um aus dem Walde auf das nächstgelegene Dorf zu kommen. Mitten im Walde lag ein Wirthshaus, wo Siegfried etwas Erfrischung zu sich nahm, und sich nach dem rechten Wege erkundigte.

Der

Der Wirth zeigte ihm zwar, indem er etwa hundert Schritte mit ihm gieng, unter vielen Nebenwegen, die sich kreuzweis in einander schlångelten, den rechten Weg; aber Siegfried, der voller Gedanken und Entwůrfe war, verfehlte ihn doch, und gerieth auf einmal, ehe er sichs versahe in die Wildniß hinein.

Es begegneten ihm verschiedene wilde Thiere von grimmiger Gestalt; sie liessen ihn aber gröſtentheils unangegriffen und unbeschådigt gehen, bis auf einen Bår, der auf ihn anrannte, dem er aber mit seinem Dornknůppel einen so derben Hieb und Genickstoß versetzte, daß er sich todt zu seinen Fůßen streckte. Unterdeß wandelte ihn doch, weil er schon lange in der Irre herumgelauffen war, und noch keinen Ausweg sahe, Furcht und Bangigkeit an, weil er

wåhn-

wähnte, er würde die Nacht in dieser Wildniß zubringen, und vielleicht gar sein Leben einbüssen müssen.

Endlich hörte er von weiten eine Menschenstimme, er gieng gerade drauf los, und fand eine Theerhütte, deren Bewohner ihn für ein Trinkgeld zurechtwiesen. Er hatte noch eine gute Stunde zu gehen, so war er aus dem Walde. Die Sonne fieng sich schon an, zu neigen; er verdoppelte daher seine Schritte, um wenigstens das nächste Dorf zu erreichen, wo sein Fuß ruhen könnte.

Gegen Abend kam er endlich aus dem Walde heraus, und sahe das Dorf, welches er zu seinem Nachtquartier bestimmte, in einer mäßigen Entfernung vor sich liegen. Gleich vor dem Eingange des Dorfs wohnte der Schmidt; bey diesem kehrte er ein,

und bot ihm seine Dienste an. Der Schmidt war ein guter, willfähriger Mann, und hatte in der dortigen Gegend gute Kundschaft. Er nahm unsern Helden freundlich auf, setzte ihm Speise und Trank vor, und hieß ihn, sich zeitig schlafen legen; morgen, sagte er, wollten sie des Handwerks und der Arbeit wegen, wozu er ihm nicht ungeschickt scheine, mit einander reden. Diesen Bescheid ließ sich Siegfried gefallen, und begab sich nach geendigter Mahlzeit zur Ruhe.

Vierzehntes Kapitel.

Siegfried wird von von dem Schmidt als Lehrpursche angenommen; er versucht seine Kräfte zu sehr; drob erzürnt sich der Meister, weil er ihm die Arbeit verdirbt. Sie kriegen sich einander bey die Ohren, und Siegfried wird von dem Schmidt, als ein für ihn untaugliches Subjekt, fortgeschickt.

Nach eingenommenen Frühstück und verrichteten Gebet führte der Meister, Namens Sauerbrey, seinen neuen Lehrjungen zur Arbeit, und lehrte ihn zuerst einige Kunst- und Handgriffe. Er muste allerley Hämmer versuchen, um zu sehen, wie er sich zu der ungewohnten Arbeit anstellen würde.

Siegfried versicherte den Meister, er werde seine Sache schon machen; er möchte ihm nur fürs erste seinen Willen lassen. Der Meister gab ihm ein Stück Eisen zum Schmieden, wandte sich darauf von ihm weg, und theilte auch den Gesellen ihr Tagewerk aus. Unterdessen spannte Siegfried seine Kräfte an, und schlug so gewaltig auf das Eisen los, daß es entzwey sprang, und der Amboß von der starken Erschütterung beynahe in die Erde sank. Darüber erschracken Meister und Gesellen; der Meister aber, dem der gehabte Schreck und die verdorbene Arbeit nicht gleichgültig war, nahm seinen neuen Lehrjungen beym Kopf, und schüttelte und zausete ihn ein wenig. Dieser aber, des Zausens und der Schläge ungewohnt, wehrte sich gegen seinen Meister, gab ihm ein paar derbe Ohrfeigen, und versetzte ihm einen solchen Stoß, daß er, ganz betäubt, auf Gottes Erdboden fiel.

fiel. Als er sich ein wenig erholt hatte, rufte er seine Gesellen zu Hülfe, diese schlugen sich mit dem kecken Lehrpurschen herum, ohne ihm etwas abgewinnen zu können. Da sie merkten, daß er stärker und listiger war, als sie, liessen sie ihn gehen, und gaben dem Meister den wohlmeinenden Rath, er möchte darauf bedacht seyn, wie er diesen losen Gast, der ihm am Ende alles Handwerkzeug verderben, und viel Unruhe im Hause machen würde, wieder loswerden könnte; er möchte wohl gar, setzten sie hinzu, ein Hurkind, oder ein Findling seyn, und vielleicht obendrein etwas von der schwarzen Kunst verstehen, weil er jedermann trozte, und weil er eine so riesenmäßige Stärke besäse, dergleichen bey ihren Zunft- und Handwerksgenossen nicht anzutreffen wäre.

Siegfrieds Meister hatte indeß eine gute, mitleidige Seele, er war sehr gewissenhaft,

senhaft, und glaubte sich zu versündigen, wenn er den jungen Siegfried sogleich fortschickte; er vergab ihm daher den kühnen Jugendstreich, daß er das Eisen entzwey geschlagen, und sich wider Gottes Ordnung an ihm vergriffen hatte. Acht Tage, dachte er bey sich selbst, willst du ihn noch bey dir behalten, und sehen, wie er sich anläßt; schlägt er aber während dieser Zeit nicht ein, und verursacht dir neuen Verdruß und Schaden, so mag er alsdenn seine Straße ziehen.

Der Meister gab seinem Lehrjungen unterdessen wenig Schmiedearbeit, sondern mehr Haus- und Mägdearbeit zu thun, womit dieser gar nicht zufrieden war. Er muste Holz tragen, es sägen und spalten, Wasser schleppen, Windeln waschen, auskehren, und dergleichen. Zwey Tage ließ er sich diese Beschäftigung gefallen; am Morgen des

dritten Tages aber, als er sein Frühstück, welches in einer Biersuppe und einem Butterbrod bestand, verzehrt hatte, sagte er zum Meister: daß er dergleichen Arbeit nicht gewohnt sey, daß sich solche auch nicht für ihn schicke, und wofern er ihm nicht etwas anders, zum Handwerk gehöriges, wobey er etwas lernen könnte, (denn des Lernens wegen sey er zu ihm gekommen) zu thun gäbe, so müsse er sich einen andern Meister suchen.

„Weist du was, Siegfried! so redete der Meister, ich merke, du bist ein feiner, starker Bursche, aber du hast einen sehr hitzigen Kopf, und weißt dich noch nicht in die Leute zu schicken: doch, das wird sich schon geben, wenn du klüger und älter bist. Weil ich für jetzt keine andere Arbeit für dich habe, so will ich dich, weil ich eben Kohlen brauche, in den nächsten Wald

schicken; da wohnt ein Kohlenbrenner, der mir das Bedürftige liefert; geh hin und sag ihm, er möchte mir je eher, je lieber, einige Säcke Kohlen bringen, die gut ausgebrannt und fest wären, die Straße wirst du leicht finden, halte dich nur nicht zu lange unterweges auf.“

Dies war eine listige Erfindung des Schmidts, woran vielleicht seine Gesellen, die unsern Siegfried nicht leiden konnten, einigen Antheil haben mochten; denn auf diese Weise glaubte er den jungen Schadenfroh gewiß los zu werden, weil er vermuthete, er würde sich im Walde verirren uud vielleicht gar von wilden Thieren, die auf den Raub lauern, gefressen werden.

Das wäre nun so eine Aufgabe für die Herren Kasuisten und Modephilosophen, zu untersuchen, woher bey dem Schmidt eine

so

so schleunige Veränderung kam, und wie diese Arglist, welche ihn bewog, den jungen Siegfried, um seiner nur los zu werden, der Todesgefahr auszusetzen, mit seiner gerühmten Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit bestehen könne.

Wir können an unserm geringen Theil auf diese Frage, die denn doch nicht ganz unwichtig scheint, nichts anders antworten, als: daß das menschliche Herz einmal ein räthselhaftes, unerforschliches Ding ist, welches sich in unzählige Krümmungen schmiegt, und oft durch die geringsten Anlässe bald so, bald wieder anders bestimmt wird, so, daß es oft Gegenstände, woraus sich andre ein großes Gewissen machen, als Kleinigkeiten behandelt, und leichtsinnig darüber hinschlupft. —

Siegfried glaubte indessen nicht, daß

sein Meister, der sich so fromm stellte, und täglich wenigstens zwanzig Lieder aus dem allerneuesten, verbesserten Gesangbuche sang, ihn auf eine schändliche Art hintergehen würde. Er gieng getrost in den nahe gelegenen Wald, und kam an den ihm bezeichneten Ort, fand aber keinen Kohlenbrenner, sondern vielmehr eine alte, verfallene Hütte, und nicht weit davon eine Höle, wo ein gefährlich, ungeheuer großer Drache residirte, der, wenn er zu Hauße war, kein lebendiges Geschöpf ungefangen, oder ungeschmauset vorbeyließ; denn manche vernünftige und unvernünftige Thiere (vernünftige kamen nur wenig und selten in diesen Wald) schleppte er lebendig in seine Höle, und bediente sich derselben zu seinem Zeitvertreib.

Von diesem Drachen, der wenigstens zwanzig Meilen im Umkreise bekannt und ge-

gefürchtet, aber auch von manchen, gegen die er sich, nach der gemeinen Sage, wohlthätig erwies, geliebt war, erzählt die Geschichte, er sey ehedem ein stolzer, mächtiger und grausamer König in den Niederlanden gewesen, habe viel unschuldiges Blut vergossen; seine eigene Prinzeßinn, ein Muster der Tugend und Schönheit, hätte er darum hinrichten lassen, weil sie sich weigerte, einen benachbarten Fürsten, der eben so heßlich am Gemüth, als am Körper war, und sich ihr mit Gewalt aufdringen wollte, zu heirathen. Dieser Grausamkeit wegen wäre er in einen Drachen verwandelt und auf immer in den vorerwähnten Wald verbannt worden.

Funfzehntes Kapitel.

Siegfried vermeidet das Unglück, welches ihn durch den Schmidt, oder durch dessen Gesellen zugedacht war. Er läßt sich mit dem Drachen in einen heftigen Kampf ein, bezwingt und tödtet ihn, und bekömmt wider alles Vermuthen Hörner, wodurch er fest und unbezwinglich wird.

Siegfried wuste nicht, was in der Höle verborgen war; er näherte sich derselben, blieb aber doch in einiger Enfernung stehen. Der Drache lauschte darinn, verrieth aber doch durch den starken Dampf und Geruch, den er von sich gab, seine Gegenwart. Auf einmal kam er hervorgeschossen, und gieng auf unsern Helden los, dieser aber riß sogleich, vermöge seiner ungewöhn-

wöhnlichen Leibesstärke, den ersten Baum, der ihm vorkam, aus der Erde, und warf denselben dem Drachen auf den Leib, welcher sich dergestalt in die Zweige und Aeste des Baums verwickelte, daß er nicht loskommen konnte. Dieses Vortheils bediente sich Siegfried, und riß immer mehr Bäume aus, die er über den Drachen herwarf; endlich kam er auf den klugen Einfall, schlug Feuer an, steckte die Baumlast, unter welcher der Drache lag und keichte, in Brand, und das gefährliche Unthier muste jämmerlich ersticken.

Als das Feuer um sich griff, floß das Drachenfett, wie ein klarer Bach, dahin. Siegfried hatte während seines Aufenthalts zu Hause von einem alten, erfahrnen Jäger gehört, daß das Drachenfett bey vielen Schäden und in vielen Fällen gut sey. Er tauchte also den Finger in das Fett, und

als

als dasselbe kalt wurde, verwandelte es sich in hartes Horn. Da er dieses merkte, zog er sich aus, und überstrich mit diesem Fett den ganzen Leib, ausgenommen zwischen beyden Schultern und Achseln, weil er nicht dahin kommen kommen konnte. Hätte er diese Stelle seines Leibes auch mit dem Drachenfett bestreichen können, so würde er nicht, wie die folgende Geschichte lehret, auf eine so liederliche Art ums Leben gekommen seyn.

Seit dieser Zeit und von dieser Begebenheit, welche das Gerücht, nachdem er nur gegen einige Personen derselben Erwähnung gethan hatte, bald ausbreitete, bekam unser Held den Namen: der gehörnte Siegfried. Wo ihm nun eigentlich die Hörner gesessen, ob er nur eins oder mehrere gehabt, ob sie ihn geziert, oder verunstaltet, gestärkt, oder geschwächt, verdrossen,

sen oder gefreut haben, und was sich weiter über diese Materie denken und reden läßt — diese Untersuchung versparen wir bis aufs folgende Kapitel.

Sechzehntes Kapitel.

Wieder etwas von Hörnern, und dem großen Unterschiede derjenigen Hörner, welche Siegfried hatte, von den übrigen Hörnern. Es wird eine Anekdote erzählt. Gespräch zwischen Mann und Frau.

Wir haben bereits oben im dritten Kapitel dieses Büchleins im Vorbeygehen erinnert, daß das Horn in der einzelnen, oder die Hörner in der mehrere Zahl, die

die unser Siegfried getragen, sowohl ihrer Bestandtheile, und ihrer ursprünglichen Zusammensetzung, als auch ihres Gebrauchs und ihrer Bestimmung wegen, von denenjenigen Hörnern mannigfaltiger Art sehr verschieden gewesen sey, oder seyn, welche andere Thiere, vernünftige und unvernünftige, auf Gottes weiten Erdboden zu tragen pflegen.

Ueberhaupt giebt es, wie wir in dem angezogenen Kapitel, welches eine besondere Abhandlung über die Hörner enthält, bemerkten, unter diesen harten Naturprodukten, die manchen Thieren statt der Waffen dienen, einen gewaltigen Unterschied. Dies einzige müssen wir noch nachholen, was wir oben zu erinnern vergessen, daß es unter den Hörnern auch sichtbare und unsichtbare giebt, zu welchen letzteren insonderheit die Ehestandshörner gehören, die ein

Ge-

Geschenk der Frau an den Mann sind, womit dieser oft großen Rebbes und Wucher treibt, als wovon noch vor wenigen Jahren in einer gewissen großer Residenzstadt, wo ein jeder nach seinen eigenen Grundsätzen lebt, (wie die auch beschaffen und gestempelt seyn mögen) und wo man das sechste Gebot nach den herrschenden Leidenschaften erklärt, ein sehr auffallendes Beyspiel zu hören war.

Wir wollen dieses zum Stadtmärchen gewordene Beyspiel des Ehebruchs, oder vielmehr der modischen Galanterie so verblümt, als möglich, vortragen, damit niemand der dabey intereßirten Personen dadurch verletzt und in übeln Ruf gebracht werde.

Ein leiblicher Arzt sehr hitziger Natur und verliebter Complexion, der, weil er ein sehr gutes Vermögen, und reichliches Einkom-

kommen hatte, mit dem reichen Mann im Evangelium alle Tage herrlich und in Freuden lebte, vergafte sich in die Tochter eines Seelenarztes, die an einen berühmten und sehr geschickten Tonkünstler verheirathet war. Er hatte vielfältige Gelegenheit, sie zu sprechen, weil das junge Ehepaar in seinem Hause wohnte; und obgleich der in Liebesränken erfahrne Mann das Liebäugeln des Herrn Doktors mit seiner Frau Gemahlinn merkte, so stellte er sich doch, als wenn ihm nichts davon bekannt sey, und als ob er drüber hinwegsähe. Im Grunde war er auch nichts weniger, als eifersüchtig, und würde nicht flugs zur Ehescheidung oder zu andern harten Mitteln gegriffen haben, wenn er auch erfahren hätte, daß seine Frau zur Veränderung (und wer liebt die Veränderung wohl mehr, als das Weibervolk?) einmal extra gegangen, und ihm sonach, wie der in der Galanterie und feinen Lebens-

art unerfahrne Pöbel sich ausdrückt, ungetreu geworden wäre.

Es kam aber bey diesem methodischen Lustigmacher (wir sagen dies nicht, um die edle Musik herabzuwürdigen, sondern blos in Rücksicht auf das einzelne Subjekt) noch ein anderer Bewegungsgrund zu der Eifersucht, die er während dieses Liebeshandels nicht im Anfange, sondern erst in der Folge und bey dem stärkern Fortgange desselben affektirte, noch ein anderer Bewegungsgrund hinzu, der ihn bewog, aufmerksam auf das Benehmen des Doktors und seiner lieben Frau zu seyn, nähmlich der Eigennutz. Seine Einkünfte waren nur mittelmäßig, obgleich hinreichend zum Unterhalt eines ehrlichen Mannes, und standen mit dem Aufwand, den dieser Tonkünstler nebst seiner Ehefrau machte, in keinem Verhältnisse. Er verschwendete sein Geld ausser

dem Hause, und sie ließ, indem sie sich zu Hause durch Wein, Chokolade, eingemachte Sachen und andere Niedlichkeiten, die den Geschmack ergötzen und den Beutel leer machen, eine Güte that, und indem sie auf die Verschönerung und Vermehrung ihres Putzes und ihrer Kleidung bedacht war, viel drauf gehen.

Einst, da der Musikus betrunken nach Hause kam, ließ er sichs gegen seine liebe Frau, die immer sehr freundlich und gefällig gegen ihm war, merken, daß ihm das Liebesverständniß, welches sie mit dem Hauswirth, dem Doktor unterhielt, kein Geheimniß sey. Die Frau, entweder aus Einfalt, oder aus wirklicher ehrlicher Meinung gegen ihren Mann, gestand ihm, daß der Doktor sie schon lange mit seiner Liebe verfolge, und sie durch allerley Versprechungen zu seinem Willen bereden wolle, versicherte aber auch zugleich hei-

lig,

lig, daß sie ihm keine Gelegenheit dazu gegeben hätte. Das ließ sich der Musikus gefallen. Vermöge seines aufgeräumten, lustigen und gutmüthigen Wesens, welches bey ihm, wenn er zu viel getrunken hatte, am stärksten würkte, fieng er an, über die Sache zu scherzen, legte sich darauf zu Bette, und setzte im Traum einen Anschlag auf den Geldbeutel des Doktors fort, den er bereits, als er aus der Gesellschaft Abends nach Hause gieng, auf dem Heimwege entworfen hatte.

Am folgenden Morgen, nach eingenommenen Frühstück, ließ er sich durch den Bedienten erkundigen, ob Madam bereits aufgestanden und zu sprechen sey, worauf er zur Antwort erhielt: Madam sey bereits an ihrer Toillette beschäftigt, und sein Zuspruch würde ihr sehr angenehm seyn. (Es ist bekannt, daß vornehme Leute, sonderlich in

großen Städten, nicht in einer Clause beysammen wohnen, auch nicht, ausser zu gewissen Zeiten, in einem Bette zusammen schlafen, sondern daß ein jeder sein eigenes Wohnzimmer, sein eigenes Ameublement, seine besondere Bedienung, und sein besonderes Schlafgemach hat. *)

Der Musikus verfügte sich also, in einen seidenen Schlafrock gehüllt, und von dem nach dem neuesten Pariser Leisten geformten Perrükenschöpfer aufs niedlichste gekräuselt und zugestutzt, in das Schlafzimmer seiner Frau, und es hub sich zwischen beyden Eheleuten folgendes Gespräch an, den Doktor und seine brünstige Liebesneigung gegen die Frau Tonkünstlerinn betreffend.

*) S. Asmodis Reise durch Deutschland und einige angränzende Länder; ein Beytrag zur Ehestandsgesch. unsrer Tage. 1783.

Er. „Was meinst du, liebe Frau,
„wenn wir den geitzigen und verbuhlten
„Doktor prellten, und ihm unter dem Vor-
„wande, du wolltest ihm zu Gefallen leben,
„ein halb hundert Thaler, oder auch noch
„etwas drüber abnähmen? Der Schlucker
„kanns ja entbehren. Ich brauche Geld,
„und befinde mich gerade jetzt in großer Ver-
„legenheit; — ich habe gestern im Kränz-
„chen bey dem verwünschten Grobhäusern ge-
„waltig verlohren, will's auch, hohl mich
„der Teufel, nicht mehr spielen — was
„meinst du zu diesem Anschlage, Kind-
„chen?

Sie. „Ich hätte in so weit nichts da-
„gegen, mein Bester, denn meine Kasse
„ist auch erschöpft, und wir Frauenzimmer
„haben übermorgen unsre Klubbe. — Aber,
„wie solls nun werden, wenn der Doktor
„für seine Gefälligkeit Gegengefälligkeit,

„und für sein Geld nicht leere Worte, son„dern etwas Reelles fordert? Du wirst „doch nicht verlangen, daß ich mit deinem „Wissen und Willen einen schlechten Streich „begehen, und dein Recht einem andern, „den ich nicht leiden kann, in die Hände „spielen soll.

Er. „Hm! hm! schlechter Streich „hin! schlechter Streich her! Weißt du „denn noch nicht, du närrisches Ding! „was in der galanten Welt Mode ist, und „daß man aus der Noth zuweilen eine Tu„gend machen muß? Aber, ich will dir „gleich sagen, wie wir, ohne deine eheliche „Keuschheit zu verletzen, und doch unsern „Zweck zu erreichen, die Sache recht ge„schickt und listig anfangen wollen. Du „läst ihn bey der nächsten Unterredung und „Zusammenkunft merken, daß du Beu„telanliegen hast, und deine Kasse sehr „derangirt ist. Zugleich machst du

„ihm

„ihm, jedoch auf eine entfernte und ver-
„blümte Art, Hofnung, daß du ihm wie-
„der nach seinen Wünschen zu Gefallen le-
„ben wolltest, wenn er dir mit einer Klei-
„nigkeit von sechzig Thalern aushelfen könn-
„te. Läßt er sich in dieser Falle fangen, und
„verspricht es, so bestimmst du ihm bey ei-
„ner zwoten Unterredung (es muß alles Stu-
„fenweise gehen) Art und Zeit, wo dein
„Mann nicht zu Hause seyn wird. Wenn
„er nun zu der verabredeten Zeit auf dei-
„nem Zimmer erscheint, und dir das Geld
„aufzählt, oder einen gültigen Wechsel
„dir in die Hände giebt, so erlaubst du ihm
„einige kleine Vorspiele und Vorübungen,
„welche zum Genuß der höchsten, sinnlichen
„Wollust einladen, und — indem er sich
„nach und nach zu einer ernsthafteren Opera-
„tion anschickt, welche du immer zu begün-
„stigen scheinest, öffne ich plötzlich die Thür,
„welche du nur halb verschlossen hast, und

„nöthige ihn, bey Vermeidung der äusser„sten Prostitution und des Verlustes sehr „vieler fetter Kunden, das Geld oder den „Wechsel auf deinem Nachttische zurückzu„lassen.

Sie. „Was du doch für ein erfindsa„mer Mann bist! so lasse ich mir das Ding „gefallen. Aber er wird auf mich bitter „böse werden, und sich zu rächen suchen.

Er. „Mag er doch! er hat kein Herz „im Leibe, und ist froh, wenn er mit heiler „Haut davon kommt; seine Rache wird dir „nicht schaden.“

So weit die jungen Eheleute. Die Frau des Tonkünstlers, die sonst noch ziemlich gut dachte, und in dem Hause ihrer Aeltern eine gute Erziehung genossen hatte, würde vielleicht nicht in diese niedrige, entehrende

de Handlung, und in diesen Betrug (so sehr auch der alte, verliebte Geck einer solchen Strafe für seine Thorheit werth war) gewilligt haben, wenn sie nicht das Geld, welches sie zu bekommen hofte, dazu angespornt hätte. Ihr Mann hatte ihr die Hälfte der klingenden Münze, welche der Doktor auf dem Altar der Liebe opfern würde, versprochen. Denn was vermag nicht über ein Weiberherz Eigennutz, Geldbegierde und Ehrgeiz, und wie nahe sind beyde Untugenden, Geldbegierde und Ehrgeiz mit einander verschwistert! Eine muß der andern zur Nahrung und Stütze dienen.

Die Sache geschahe, wie der Musikus es mit seiner Ehegenoßinn verabredet hatte. Der Sohn Aeskulaps erschien, von wollüstiger Begierde brennend, und mit einem tüchtigen Geldbeutel versehen, zur bestimmten Zeit in dem Zimmer der Tonkünstlerinn.

Madam hatte von ihm siebenzig Thaler verlangt; er legte aber, um desto eher seines Wunsches gewährt zu werden, sechzehn blanke Louisd'or auf den Tisch, welche Madam einstrich. Hierauf hielt sie ihn, indem sie ihm erlaubte, den Vorschmack der Liebe zu geniessen, mit gleichgültigen Gesprächen auf. Endlich warf sie sich, als geschähe es vor Müdigkeit, aufs Sopha. Dieses hielt er für ein sicheres Kennzeichen der gekommenen Schäferstunde, und wollte — — In diesem Augenblick trat der Mann hinein, sahe die besondere Stellung und Unternehmung des Doktors, und redete ihn mit folgenden Worten an, indem er die Thür unvermerkt hinter sich zuschloß:

„Ey, ey, Herr Doktor! ich finde Sie „hier bey guter Arbeit. Sie wollen sich ge„wiß mit meiner Frau eine kleine Motion „machen. Sie hätten mich aber erst fra„gen

„gen sollen, ob ich es zufrieden bin. Ge„hen Sie, machen Sie, daß Sie fort„kommen, oder ich brauche mein Haus„recht.“

Der Musikus war durch einen Wink seiner Frau verständigt worden, daß sie den Vogel, den sie fangen wollten, bereits im Kefig habe. Er machte also mit dem Doktor, der vor Schreck und Bestürzung ganz stumm war, weniger Umstände, und ließ ihn mit der Verwarnung, dergleichen Unternehmen nicht mehr zu beginnen, zur Stubenthür hinaus.

Niemand war froher, als der Doktor, da er sich im Freyen sahe. Ob ihn gleich der Verlust seiner achtzig Thaler in schönem, baaren Golde, ohne etwas dafür genossen zu haben, sehr schmerzte, so tröstete er sich doch auf der andern Seite, daß er ohne wei-

tere Ungelegenheit, Prostitution und Verletzung des Leibes davon gekommen war. Denn, wie leicht war es nicht möglich, daß ihm der beleidigte Ehemann, wenn er in einem hohen Grade eifersüchtig, cholerischen Temperaments, und über den unerwartet scheinenden Anblick des verliebten Duetts aufgebracht war, Arm und Bein hätte entzweyschlagen, und ihn obendrein die Treppen hinunterwerfen können, so daß es alle Leute im Hause inne geworden wären. Er wog also mit kaltblütiger Ueberlegung, nachdem er sich von dem ersten Schreck erholt, und die Thorheit seines Unternehmens erkannt und bereut hatte, den Verlust seiner schönen, neuen Louisd'or gegen die Gefahr und Beschimpfung ab, die er so glücklich vermieden hatte, und — beruhigte sich.

Madam hatte indeß vier Louisd'or des empfangenen Geldes künstlich auf die Seite ge-

gebracht, und zahlte ihrem Manne die übrigen zwölf hin, die er verlangt hatte. Jetzt that es ihm leid, daß er von dem verbuhlten Arzt nicht mehr gefordert hatte. Er strich, indem er den Kopf schüttelte, zehen von diesen Goldstücken ein, das übrige schob er seiner Frau hin, und sagte: „Meine Liebe, du must für diesmal mit dieser Kleinigkeit fürlieb nehmen. Ich denke bald wieder einen neuen Coup zu machen, der, hoffe ich, soll uns, wenn er gelingt, mehr abwerfen.

Sieb-

Siebzehntes Kapitel.

Fortsetzung und Beschluß der historisch-kritischen Untersuchung über Siegfrieds Hörner. Siegfried begiebt sich bey einem Schuhmacher in die Lehre, wird aber des Aufenthalts und Herumziehens in niedern Hütten überdrüßig, und er beginnt, nach höhern Dingen zu streben.

Es ist eine alte Urkunde von Siegfrieds Geschichte, mit Mönchsschrift geschrieben, vorhanden, welche besagt, der Held dieses Buchs habe nur ein Horn an dem Vordertheil seines Kopfs gehabt; dieses sey anfänglich ganz unmerklich klein gewesen, und nach und nach wäre es größer worden, es sey übrigens oben an der Spitze mit einem Knöpfgen versehen, und so weiß gewesen, wie Marmor oder Alabaster.

Da

Da aber andere gleichzeitige Nachrichten dieser Behauptung widersprechen, da unser Held in der alten, vor vielen Jahren gedruckten Geschichte seines Lebenslaufs und in verschiedenen Gemählden und Kupferstichen, die uns von ihm zu Gesichte gekommen sind, mit zweyen Hörnern geschmückt erscheint; da ferner alle Thiere, das sogenannte Einhorn ausgenommen, zwey Hörner am Kopfe haben, und da sich endlich kein genugsamer, befriedigender Grund angeben läßt, warum die Natur oder das Ohngefähr den edlen Siegfried nur mit einem Horn sollte begabt, und vor vielen andern seines gleichen ausgezeichnet haben: so treten wir, nachdem wir Gründe und Gegengründe gegen einander abgewogen, und dabey Geschichte und Kritik zu Hülfe genommen haben, der Meinung und Versicherung derjenigen bey, die unserm Siegfried ein zwiefaches Horn zuschreiben. Ob er sich

nun

nun gleich nicht, nach Art der vierfüßigen Thiere, der Schaaf- und Ziegenböcke, der Ochsen und anderer Stößer, seiner Hörner zu seiner Vertheidigung bediente: so war doch ein Theil seiner Stärke und seiner Mannhaftigkeit in denselben verborgen, und sie gaben ihm, beyde in gehöriger Entfernung von einander gestellt, beyde mit einem paar Küchelchen, wie mit Kronen, versehen, ein ehrwürdiges Ansehen. Hätte er aber nun ein Horn gehabt, so würde ihn solches gewiß, wie den Riesen Polyphem sein großes, eines Auge, welches sich mitten auf der Stirn befand, verunstaltet haben. Zwar hatte er die kleine Unbequemlichkeit davon, daß er keinen Hut, auch nicht leicht eine Haarmütze *) aufsetzen konnte, ohne beyde vorher durchbohren

zu

*) Haarmütze ist das deutsche Wort für das französische Perrüke.

zu lassen; allein daran war ihm nicht viel gelegen, weil er sich bey seinen ritterlichen Unternehmungeu und Kämpfen eines Helms oder anderer kriegerischen Bedeckungen wider den Anlauf gebrauchte.

„Aber auch der Helm, oder die Sturmhaube, deren er sich nach Beschaffenheit der Umstände bey seinen Abentheuern und Heldenthaten bediente, muste ja eine Oefnung auf beyden Seiten haben, wenn die Hörner drinn passen sollten.“ Allerdings!

„So konnte er denn auch ohne den mindesten Anstoß einen Hut oder eine sogenannte Haarmütze tragen, wenn gleich die Hörner durchgesteckt werden musten.“

Nein; denn der Hut und die Haarmütze gehören zur Kommodität und Galanterie. Beydes muß von einem Ritter, wel-

chen Ehrentitel unser Held nun bald anneh- men wird, weit entfernt seyn. Denn der Ritter, der Held und der deutsche Bieder- mann, sey er Bürger oder Bauer, trägt sein eigenes Haar, und gewöhnlich eine Mütze, die bey dem, der in Ruhe und Frie- den leben, den Acker bauen, oder andere stille Geschäfte, wobey kein Blut vergossen wird, treiben kann, aus Tuch, oder Lein- wand, oder Sammt, wenn der Inhaber der Mütze etwas reich und vornehm ist, bey dem Krieger und Ebentheurer aber aus ei- ner härteren, undurchdringlichen Materie besteht, welche die Sonne nicht zerschmel- zen, der Wind nicht abwerfen, und der Wurm, oder die Motte nicht zernagen kann.

Anfänglich waren unsers Siegfrieds Hörner ganz klein; er fühlte blos auf den beyden Seiten seines Kopfs eine gewisse

Härte,

Härte, oder zwey Erhöhungen, die beynahe wie kleine Kugeln, gestaltet waren. Es währte wohl drey Monate, ehe dieselben zur völligen Größe und Reife kamen. Mit ihrem langsam zunehmenden Wachsthum fühlte er auch seinen Muth und seinen Durst nach Heldenthaten wachsen; doch hielt ers für rathsam, es noch einmal bey einem Handwerker zu versuchen, und bey demselben eine Zeitlang zu arbeiten, ehe er seinem eigentlichen Beruf entgegen gienge.

Nachdem er den Drachen getödtet und zur Asche verbrannt hatte, muste er noch eine gute Weile im Walde herumlaufen, ehe er sich herausfinden konnte. Endlich kam er, ganz ermüdet, mit einbrechendem Abend an ein Schaafhirtenhaus, welches ganz allein, ohngefähr einen Flintenschuß entfernt vom Walde lag. Der Schäfer war ein gefälliger, gastfreyer Mann; er bat sich bey

demselben, nachdem er ihm gesagt hatte, wer er wäre, und wohin er wollte, ein Nachtquartier aus, und erhielt es ohne Bedenken.

Der Schäfer hatte die Schwachheit, daß er beständig nach Neuigkeiten forschte, und sich, weil er gar zu neugierig und leichtgläubig war, zum öftern etwas aufheften ließ.

Siegfried war ihm daher als ein reisender Handwerkspursche, der unterweges, auf der Straße und in Gasthöfen, viel Neues erfährt, sehr willkommen, weil er von ihm für den Abend, der ihm oft lang wurde, und für den andern Morgen reichliche Unterhaltung hofte, und hierinn betrog er sich nicht.

Als er sahe, daß sein angekommener Gast seine Neugierde zu befriedigen bereit

und

und willig war, und als er an ihm überhaupt viel Gesprächigkeit und gefälliges Wesen merkte, gebot er seiner Hausfrau, das Beste, was sie im Hause hätte, zur Bewirthung des Fremden herzugeben, und das Essen fein bald zu bereiten.

Siegfried merkte es seinem freundlichen Wirth bald ab, daß er sich zwar im Nothfall mit den gewöhnlichen Nachrichten, Zeitungsneuigkeiten, Erzählungen von Wetterschaden, oder von verunglückten Personen, und dergleichen begnügte, daß es ihm aber viel Vergnügen machte, etwas seltsames und ausserordentliches zu hören. Er trug daher, weil er keine Ursache hatte, in seine Ehrlichkeit ein Mißtrauen zu setzen, oder zu befürchten, daß er seine ungezwungene Offenherzigkeit mißbrauchen würde, kein Bedenken, ihm dasjenige, was ihm auf seiner bisherigen kurzen Wanderschaft bege-

gnet war, sonderlich das letzte Ebentheuer mit dem ungeheuern Drachen, umständlich und getreulich zu referiren, worüber der Schäfer große Freude und Verwunderung hatte.

Der Schäfer war während Siegfrieds Erzählung, welche durch das aufgetischte Abendessen unterbrochen und nach geendigter Mahlzeit fortgesetzt wurde, ganz Auge, ganz Ohr. Er ließ sich die Begebenheit mit dem Drachen, die allerdings sehr neu, seltsam und wunderartig war, zweymal nach allen ihren Umständen erzählen, um sie ja recht zu behalten, und mit dem Nacherzählen dieser ausserordentlichen Neuigkeit, sobald er in die Stadt, oder zum Edelmann käme, Parade machen zu können.

Wir haben dieses Geschichtlein vom gehörnten Siegfried, wie der Titel besagt,

sagt, einen Volksroman benamset, und verstehen darunter einen solchen, der sich für allerley Leser, hohen und niedern Standes, schickt, der auch für den gemeinen, verständigen Mann, der sich bisweilen durch solche Lesereyen die Zeit vertreibt, nicht zu hoch und unwichtig ist, und woran folglich, wie an einer offnen, gastfreyen Tafel, mit verschiedenen Gerichten besetzt, jedermann, der Appetit hat, Theil nehmen kann.

Andere mögen vielleicht andere Begriffe und Vorstellungen mit diesem Ausdruck verbinden, und solchen bald in einem weiteren, bald in einem engern Sinn nehme: uns gnügt es, unsre Meinung mit kurzen Worten darüber erklärt, und zugleich erinnert zu haben, daß wir eben durch diesen Titel, nicht zur Einmischung verachtungswürdiger und abgeschmackter Albernheiten, dergleichen sich wohl in andern Volksromanen

 finden

finden mögen, wohl aber zur gelegentlichen Erzählung gewisser Kleinigkeiten berechtigt zu seyn glauben, die zwar der Mann von Geschäften und der denkende Kopf, der nur nach interessanten Dingen hascht, überschlägt, die aber doch für eine gewisse Klasse von Menschen, vor welchen die Buchläden so wenig, als vor den Gelehrten verschlossen sind, interessant und unterhaltend seyn können.

Weil demnach manche unsrer Leser begierig seyn möchten, zu wissen, was denn eigentlich der gastfreye Schäfer unserm Siegfried für die merkwürdigen Neuigkeiten, womit er ihn regalirte, zum Abendbrodt aufgetischt habe; so wollen wir gleich mit der Erzählung der ihm vorgesetzten Gerichte aufwarten, ohne uns an jemandes Tadeln oder Einreden, sey dieser jedermann Professor oder Winkelschulmeister, zu kehren, sintemal

temal dergleichen Episoden und Nachrichten vom Essen und Trinken in vielen guten Büchern, z. B. bey dem Vater Homer, im Robinson Crusee, im Sir Carl Grandison und andern ähnlichen Produkten des menschlichen Witzes vorkommen.

Wir würden dieser Entschuldigung gar nicht bedürfen, wenn es nicht einem gewissen naseweisen und triefäugigen Purschen, der seine Frau, ehe er eine ihn und sie ernährende Bedienung bekam, lange vor der Hochzeit schwängerte, eingefallen wäre, uns die im Emanuel Hartenstein mitgetheilten Nachrichten von Mittags- und Abendmahlzeiten, welche wir zu unsrer Leibesstärkung und Gemütsergötzlichkeit in fremden, gastfreyen Häusern auf der Reise hielten, in den beleidigendsten, niederträchtigsten Ausdrücken als ein großes, schriftstellerisches Verbrechen vorzuwerfen, und uns dieses gelegentliche Für-

liebnehmen mit guter Leute guter, schmack-
hafter Bewirthung als eine Betteley anzu-
rechnen.

Wie der Verfasser des **Wilhelm Blu-
menthals**, in dessen zweyten Theil diese
beleidigende Zurechtweisung in einer beson-
dern, mit Haaren herbeygezogenen Anmer-
kung enthalten ist, auf einen solchen, einer
förmlichen, strafwürdigen Injurie nicht
unähnlichen Ausfall gekommen, da wir nie
mit ihm in irgend einer Verbindung stan-
den, ihm auch nie einen Stein in den Weg
gelegt haben, das wissen und begreifen wir
nicht; er wird es ohnstreitig am besten wis-
sen, und mag es, wenn er Ehre im Leibe
hat, bey dem gutdenkenden Theil des Pu-
blikums verantworten. —

Betreffend also die Abendmahlzeit, wo-
mit der Schäfer und die Schäferinn unsern

Siegfried bewirtheten, so wurde zuerst eine frische Schaafmilch, worinn viele Lappen *) waren, aufgetragen. Hierauf kam der zweyte Gang, der in einer Schüssel Spinat mit Setzeyern bestand; auf diesen folgten gebratene und gefüllte Tauben, und den Beschluß machte ein Gericht Krebse, nebst dem, was gewöhnlich zum Nachtisch gegeben wird.

Siegfried ließ sichs recht wohl schmecken, denn er war auf seiner Reise durch den Wald hungrig worden; er glaubte nicht bey einem Schäfer, sondern bey einem vornehmen Manne zu speisen, und bezeugte nicht nur über die Mannichfaltigkeit, sondern auch über

*) Lappen ist ein Ausdruck, dessen man sich in der Mark bedient, um den Rahm, oder die Sahne, die sich auf fetter Milch, sonderlich auf Schaafmilch ansetzt, zu bezeichnen.

über die Schmackhaftigkeit der aufgetragenen Gerichte seine völlige Zufriedenheit.

Der Schäfer hielt sich einen guten alten Landwein, womit er, wenn's etwa Festtag war, seine Familie, und, wenn er Gäste bekam, dieselben zu bewirthen pflegte, und dieser Wein war gewiß besser, als mancher gemischte, ausländische Weine in den Städten, womit die Weinschenker zum großen Nachtheil der menschlichen Gesundheit, welche sie durch ihre Mixturen vergiften, ihren Wucher zu treiben pflegen. Siegfried leerte für sein Theil eine ganze Flasche von diesem Landwein aus, und sein Wirth that zur Gesellschaft ein Gleiches.

Der Schäfer hatte hinter seinem Hause einen hübschen, geräumigen Nutzgarten, worinn aber auch Blumen zur Ergötzung des Auges waren; in denselben verfügten

sich

sich nach eingenommener Abendmahlzeit der Schäfer mit seinem Gaste; sie setzten sich beyde unter einer großen, blühenden Linde, die am Tage denen, die der Gartenlust genießen wollten, Kühlung und Schatten gab, und des Abends ihre balsamischen Wohlgerüche über die Lustwandelnden verbreitete. Hier setzte Siegfried die vor Tische angefangene Erzählung seiner Begebenheiten fort; er endigte damit, daß er sich gegen den Schäfer erklärte, wie er zwar eben nicht ruhmsüchtig sey, aber doch wünschte, daß das Ebentheuer mit dem Drachen, den er getödtet hatte, bekannt würde, weil sich viele Leute vor ihm gefürchtet hätten.

„Das hat keine Noth, mein Freund, sagte der Schäfer, darum lasse er sich unbekümmert, morgen, wills Gott, geh ich in die Stadt, und da will ichs schon ausbreiten, was er mir erzählt

zählt hat; es soll bald genug herumkommen"

Weil Siegfried hörte, daß der Schäfer morgen in die Stadt wollte, so bat er ihn, er möchte ihn mitnehmen, denn er gedächte bey irgend einem Handwerker auf Arbeit zu gehen. Der Schäfer fragte, zu was für einem Handwerker er zu gehen gedächte. „Im Grunde, antwortete Siegfried, ists mir gleich viel; ich hätte aber Lust zu einem Schuhmacher, denn der Schmidt, wo ich gewesen bin, hat mir den Appetit zu seinem Handwerke verdorben" „Wohlan denn, erwiederte der Schäfer, der Schuhmacher, wo ich für mich und meine Leute arbeiten lasse, ist ein braver wohlhabender Mann, der seine Gesellen und Lehrpursche, wie seine Kinder, hält; zu dem will ich ihn hinbringen, wenns ihn recht ist." Siegfried war's zufrieden, und

ver-

verfügte sich nach geendigtem Gespräch zu Bette.

Am folgenden Morgen, nach eingenommenen Kaffee, zu welchem die gefällige Wirthinn in aller Geschwindigkeit etwas Kuchen gebacken hatte, wandelte der Schäfer mit seinem Gast nach der ohngefähr zwey Stunden von seiner Wohnung entfernten Mittelstadt, und sein erster Gang war zu dem Schuhmacher, wo er unsern Siegfrid als einen Kandidaten des löblichen Schusterhandwerks, der ihn zu seinem Empfehler und Promotor erwählt habe, mit allen anständigen Ceremonien präsentirte. Der neue Ankömmling wurde von dem Meister, von der Meisterinn, von den Gesellen und Lehrpurschen, von den Kindern, von der Kinderwärterinn, von der Hausmagd, kurz, von allem, was in des Schuhmachers Hause lebte und webte, in Augenschein genommen.

Hun-

Hunde und Katzen kamen auch herzugelaufen, und der große Sultan, welcher Nachts an der Kette lag, und sonst keinen Fremden ungehudelt ließ, streichelte sich an unsern Siegfried an, als wollte er ihm sein Kompliment machen. Dieses letztere hielt der Schäfer für ein gutes Omen.

Der Schuhmacher versprach sogleich ohne weitere Umstände, den angebotenen Lehrling, der ihm ein so feines und ehrliches Gesicht zu haben schien, bey sich zu behalten, wenn er anders Lust hätte, sein Handwerk zu erlernen, und wenn er sich Notabene in seine Weise schicken könnte. Der Schäfer wurde von Siegfrieds Lehrmeister zu Tische gebeten; man aß und trank sehr gut, und war vergnügt dabey.

Es fielen während der Mahlzeit mancherley Fragen vor; Siegfried war etwas

zurückhaltend, der Schäfer aber desto offenherziger. Er konnte sich nicht länger halten, er muste dem Schuhmacher und den horchenden Gesellen das Ebentheuer erzählen, welches Siegfried vor ein paar Tagen in dem großen Walde, den man den Drachenwald hieß, weil der Drache darinn residirte, bestanden hatte. Drob erstaunte der Schuhmacher mit seinem ganzen Hause, und freute sich, daß er einen so mannhaften Purschen, der sich bereits in so jungen Jahren als einen Held und herzhaften Kerl zeigte, in die Lehre bekäme. Der Schuhmacher, dem diese ganze Erzählung und Siegfried selbst, wie ein Wunder war, nahm sich die Freyheit, seinen angehenden Lehrling zu fragen, woher ihm doch dieser Muth und diese ausserordentliche Stärke gekommen wäre, daß er große Bäume aus der Erde zu reissen, und ei-

nen ungeheuern Drachen, vor dem sich Menschen und Thiere fürchteten, zu tödten vermöchte?

Siegfried, der nun eben nicht willens war, dem forschenden Schuhmacher seine Geheimnisse zu entdecken, worunter das Geheimniß des eingesogenen Drachenfettes, der darauf mit seiner Haut vorgegangenen Verwandlung, und seiner werdenden Hörner das Vornehmste war, begann, vermöge seines Witzes und seiner lebhaften Einbildungskraft, sogleich folgenden Roman en miniature aus dem Stegreif zu erzählen, wodurch er die Neugierde seiner aufmerksamen Zuhörer, insonderheit des Schäfers und Schuhmachers, die beyde gleich leichtgläubig waren, befriedigte.

„Ich war ohngefähr sieben Jahr alt, so
„redete er, als ich ohne Vorwissen meiner Ael-
„tern, die sich überhaupt nicht viel um mein
„Thun und Lassen bekümmerten, weil sie auf
„den Rath eines klugen Mannes, der in ih-
„rem Hause das Faktotum *) war, für gut
„fanden, mich meinem Naturtriebe zu über-
„lassen, mir's einfallen ließ, mit einigen
„Bauerkindern in einen Wald zu gehen, der
„eine gute Stunde von meinem Geburtsort
„entfernt war. Die Bauerkinder sammelten
„Holz, und ich gieng unterdessen botanisiren,
„weil ich nach meinem flüchtigen Tempera-

*) Ob denn der Schuster und Schäfer das latei-
nische Wort: Faktotum, verstanden haben
mögen? Mein seliger Schulmeister pflegte es
durch Hans in allen Gassen zu übersetzen;
obs recht übersetzt war, weiß ich nicht.

Anmerkung des Setzers.

„ment bald auf dieses, bald auf jenes fiel, „und in allem, worauf ich mich aus Ge„schmack legte, schnelle Fortgänge machte. „Bey dem Blumen- und Kräutersammeln „verirrte ich mich zu weit von der Gesellschaft, „so, daß ich meine Gespielen, ich mochte „schreyen, wie ich wollte, nicht mehr errufen „konnte, und am Ende vermochte ich mich „nicht mehr aus dem Walde herauszu„finden.

„Während der Verlegenheit, worinn „ich mich befand, sahe ich auf einmal ein „langes, hageres Frauenzimmer auf mich „zukommen, welches eben nichts böses im „Sinne zu haben schien, denn ihre Miene „war freundlich und heiter. Aus ihrem „Wesen, aus ihrer Anrede und aus ihrem „ganzen Anstande merkte ich bald, daß es „eine Fee oder weise Frau wäre, von wel-

„cher

„cher Art Leuten ich in meinem Leben viel ge-
„hört, und auch bisweilen in den Historien-
„büchern gelesen hatte.

„Junger Mensch, so redete sie mich an,
„fürchte dich nicht, ich komme, dich zurecht-
„zuweisen und dich zu beglücken. Ich bin bey
„deiner Geburt unsichtbar zugegen und ge-
„schäftig gewesen, und habe seit dieser Zeit
„mein besonderes Augenmerk auf dich gerich-
„tet. Sage an, was wünschest du dir? Ich bin
„im Stande, deinen Wunsch zu erfüllen, und
„du sollst gewiß keine Fehlbitte thun."

„Ich sagte, ohne mich lange zu besin-
„nen: Wohlan, weil du nach deinem eige-
„nen Geständniß gekommen bist, mich zu
„beglücken, so gewähre mir drey Dinge, die
„mich allein vergnügen können: dauerhafte
„Gesundheit, (Klugheit und Witz schenktest

„du mir schon bey meiner Geburt*) aus„zeichnende Leibesstärke, und ein hübsches, „treues Eheweib.

„Es sey dir, was du wünschest, gewäh„ret, sprach die Fee, hierauf berührte sie mir „mit ihrem bey sich habenden Zauberstabe „das Nasenbein, das linke Ohr und die rech„te Schulter, und — verschwand. Ich aber „wurde durch diese Berührung in wenigen „Augenblicken an den Ausgang des Wal„des versetzt, so daß ich mich mit leichter „Mühe zu Hause finden konnte. Seit die-

„ser

*) Dies war ein feines Kompliment, welches der galante Siegfried der Zaubergöttinn machte — captatio benevolentiae. Das Frauenzimmer hat so was gern, wenn die Sache gleich nicht wahr ist.

Anmerkuug des Herausgebers.

„ser Zeit hat mir, da ich vorher oft Zahn„weh, Leibschmerzen bald andere unange„nehme Zufälle hatte, kein Finger „weh gethan, ich bin so gesund, „wie ein Fisch im Wasser, und meine Lei„besstärcke hat auch, seit mir die weise „Frau im Walde erschien, unglaublich zu„genommen; das dritte Geschenck, wel„ches ich mir erbat, nehmlich die schöne, „tugendsame Frau, habe ich in der Zu„kunft noch zu erwarten.

So weit der Roman, den es unserm Siegfried gelang, der horchenden Tischgesellschaft, welcher Erzählungen dieser Art Konfekt waren, glaubend zu machen. Man staunte ihn an; man bewunderte ihn; man wünschte ihm Glück; — und das Resultat von dem allen war auf Seiten des ehrlichen Schuhmachers, daß er bey sich be-

schloß, den neuen Lehrling recht in Ehren zu halten, und ihm, wie einen Altgesellen, zu begegnen. Er schärfte seiner Ehefrau, seinen Kindern, und seinem ganzen Hausgesinde gleiche Achtung gegen den jungen Siegfried ein, und setzte bey solchem Einschärfen hinzu: „Aus dem kann einmal ein großer, reicher Mann werden, der uns allen etwas zu rathen aufgiebt.“

Daher kam es denn auch, daß Siegfried ein ganzes, volles Jahr bey dem Schuhmacher verharrete, weil er so gut gehalten, und von Jungen und Alten geehrt wurde. Das Schuhmacherhandwerk nebst Pertinenzien, wovon die sogenannten Handwerksgebräuche, wobey eine ganz besondere Sprache herrscht, nicht abzusondern sind, hatte er in weniger, als einem halben Jahre begriffen: während der übrigen Zeit

machte

machte er schon Schuhe und Stiefeln vorräthig, troz dem besten Gesellen, worüber sich der Meister sehr erfreute.

Als aber das Jahr um war, begann, weil ers nun in niedern Hütten, bey ehrlichen Handwerkern, sattsam versucht hatte, seine Begierden nach ritterlichen Thaten, nach ausserordentlichen Dingen und Begebenheiten, nach Heldenruhm und Beweis seiner Männerstärke, die mit seinen zunehmenden Hörnern wuchs, (sie wuchsen in der Länge und Breite) immer dringender und unwiderstehlicher zu werden; er war daher bedacht, sich einen größeren Wirkungskreis auszusuchen, und Gegenständen nachzugehen, die seiner würdig wären.

Dies einzige verursachte ihm viel Sorge, wie er von dem gutdenkenden Schuh-

macher, der ihn, wie das liebste seiner Kinder hielt, und sich auf seine Gegenwart viel einbildete, auf eine gute Art loskommen sollte. Lange war dies der Vorwurf seiner Gedanken und seiner nächtlichen Träume, ehe er einen festen Entschluß fassen konnte; daher verzögerte sich auch seine Abreise noch ein paar Monathe.

Endlich dünkte es ihn, nach vielen Hin- und Hersinnen, der beste Rath zu seyn, sich seinem rechtschaffenen Lehrherrn ganz zu entdecken, ihm seine Herkunft, seine Erziehung und die auf ihn wartende Bestimmung zu eröfnen; denn so, glaubte er, würde er ihn ohne weitere Umstände reisen, und dem auf ihn wartenden Glück mit theilnehmender Freude entgegenziehen lassen. Wie er gedacht hatte, so geschahe es, ob er sichs gleich als ein großes Hinderniß sei-

ner dermaligen Zweckserreichung bey dem Schuhmacher vorstellte, wenn dieser bey der vorzunehmenden Entdeckung seiner wirklichen Person sich ungläubig und zweifelhaft bezeigen, oder in die Wahrheit seiner Erzählung, die er freylich nicht durch schriftliche Zeugnisse, wenn die sein Lehrherr forderte, dokumentiren konnte, ein Mißtrauen setzen sollte. Denn er glaubte, als er von Hause weggieng, um vor der Hand als Handwerkspursche zu wandern, und sich etwas in der Welt zu versuchen, dergleichen Zeugnisse, sein Abstammen aus altem, königlichen Geblüte betreffend, nicht nöthig zu haben.

Sobald er nun den Entschluß, das Haus seines Lehrherrn zu verlassen, gefaßt, und die dagegen obschwebende Bedenklichkeiten aus dem Wege geräumt

hatte,

hatte, machte er dem Meister sein Vorhaben bekannt, der darüber ganz bestürzt und schwermüthig wurde, und ihn dringend bat, wenigstens noch ein Jahr bey ihm zu verharren, weil er seiner nun einmal gewohnt worden wäre. „Er sähe wohl ein, sagte der ehrliche Schuhmacher, daß er nicht viel mehr bey ihm in Handwerkssachen lernen könne; aber er sey ihm so gut, und habe so viel Wohlgefallen an seiner Person und an seinem Umgange, daß er ihn, wenn's sonst ihm und den lieben Gott gefiele, lebenslang um und neben sich zu haben wünschte.“ Indem er dieses sagte, standen dem guten Mann, der ein Beyspiel der alten, deutschen Redlichkeit war, die hellen Thränen in den Augen.

Siegfried war an seinem Theil nicht weniger gerührt, wenn er gleich nicht seine innere Rührung durch äusserliche Zeichen und insonderheit durch Thränen an den Tag legte.

Er suchte seinen Lehrmeister zu beruhigen, und sagte zu ihm, indem er ihn treuherzig bey der Hand faßte: „Seyd nicht mißmüthig, lieber Mei„ster, das Schicksal, welches sich nicht „ändern läßt, will, daß ich reise. „Vernehmt bey meinem Abschiede, daß „ich ein Sohn des Königs Sieghards „aus Utopien bin, daß ich blos, um „etwas zu versuchen, und die Welt von „verschiedenen Seiten kennen zu lernen, „mich bey euch so lange aufgehalten ha„be, und daß mein eigentlicher Beruf „dahin geht, durch edle und tapfere

„Tha-

„Thaten und mancherley ritterliche Ue-
„bungen, insonderheit durch Bezwingung
„und Ertödtung gefährlicher, schädlicher
„Ungeheuer, durch Befreyung entführ-
„ter, bezauberter und anderer unglücklicher
„Personen, die auf meinen Beystand war-
„ten, meinen Namen groß und berühmt
„zu machen. Habt indessen Dank für
„eure guten Lehren und für alles, was
„ihr mir, solange ich bey euch war,
„von Wohlthaten erwiesen habt; tröstet
„euch über meinen Abschied, und ge-
„habt euch wohl.“

Der ehrliche Schuhmacher stand nach diesem Vortrage seines bisherigen Lehrlings, der ihn freylich ganz unerwartet kam, und dessen Zuverläßigkeit er gar nicht bezweifelte, wie versteinert da. Verwunderung, Erstaunen,

theil-

theilnehmendes Gefühl, und Traurigkeit über Siegfrieds bevorstehenden Abschied jagten sich gleichsam in seiner Seele einander, und er muste einen gewaltigen Kampf ausstehen, ehe er es von sich ererhalten konnte, seinem Siegfried den Abschied zu geben, und sich mit ihm zu letzen.

Siegfried aber wollte sich nicht länger aufhalten; er umarmte seinen bisherigen Lehrherrn, und nahm zugleich von den übrigen Hausgenossen, welche diese Scene zu unterbrechen, gekommen waren, kürzlich Abschied. Frau und Kinder weinten. Selbst der eisenfeste, graubärtige Altgeselle wischte sich die Augen; alles war über Siegfrieds Abzug in Bewegung, und der Herr des Hauses, der ehrliche Schuhmacher, von seiner Familie

lie und von seinen Arbeitern umringt, vermochte dem wegeilenden Siegfried nichts, als diese Worte nachzustammeln: „Glück zu! — Ziehet hin — Gott geleite euch!“ —

Ende des ersten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kindleben, Christian Wilhelm, 1748-1785

Der gehörnte Siegfried ein Volksroman

Bd.: 1

[S.l.] (1783)

P.o.germ. 721 c-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112272-7
VD18 90372026